N. libr.
17
sm

8° N. libr. 17 5m

Bernays

<36634938030015

<36634938030015

Bayer. Staatsbibliothek

VIII 148
de

Schandgeschichten

zur Charakteristik

des deutschen

Censoren- und Redactorenpacks.

Censor Fuchs aus Mannheim und die Führer der servilen Presse.

O Heger

1843

Ferdinand Heigl.

Schandgeschichten

zur Charakteristik

des deutschen

Censoren- und Redactorenpacks.

Censor Fuchs aus Mannheim und die Führer
der servilen Presse.

Für einen Doctor ist der Kerl gar zu grob,
aber was er sagt ist wahr!

Aktenstücke

zur Geschichte des Tages

gesammelt und commentirt

von

Ferdinand Cölestin Bernays,
Doctor juris.

Straßburg,
Druck und Verlag von G. L. Schuler, 5, Gewerbslaubstraße.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zwiegespräch.

Ein Mensch. Sagen Sie mir was hat denn eigentlich so ein Censor, z. B. der Herr Assessor Fuchs in Mannheim zu thun? Wofür bezahlt denn der Staat ein solches Subject?

Ich. Das wissen Sie nicht? Nun ich begreife. Mir ging es auch so. Ich meinte bisher auch immer die Zeitungsredacteure wären an den schlechten Zeitungen schuld; nun aber mein Vetter, ein gewisser Carl Ludwig Bernays, der eine Zeitlang die „Mannheimer Abendzeitung" redigirte, mich über die Wirksamkeit der Herrn Censoren belehrt hat — nunmehr weiß ich auch wofür die Kerle ihr Brod essen. Mög' ihnen jeder Bissen zu Gift werden!

Der Mensch. Ich bitte Sie um Alles in der Welt, so spricht man ja von keinem Schinder, wie Sie vom Censor.

Ich. Der Censor ist aber auch schlechter als der Schinder! Mensch, — Lesen Sie Hoffmann's von Fallersleben Lieder, der behauptet das; er sagt einmal:

„Tödtet der Schinder das kranke Vieh,
Tödtet der Censor den Geist."

Und anderswo:

„Das ist ein Gedankenverderber und Mörder und Schindersknecht,
Der wider's Recht
Todtquält den lebendigen Geist."

Der Mensch. Ja, mit dem „Behaupten" ist es so eine Sache; Herr Fuchs behauptet vielleicht, das sei eine Lüge, er sei der beste Mensch von der Welt, und so wie er seien alle Censoren! Ich will eben wissen was er thut, oder was er gethan und was er zu thun hat, und dann will ich mir den Herrn schon selber taxiren!

Ich. Sie haben vollkommen recht. Sie scheinen mir ein Deutscher zu sein, Ihrem gründlichen Verfahren nach zu schließen. Wenn ich

Ihnen deßhalb aber auch eine Reihe von Gedankenmorden, von Beschönigungen des Lasters und der Schande, von Verheimlichung jedweder Art von Betrug und Schlechtigkeit werde vorgeführt haben, dann — dafür bürgt mir Ihr Charakter —

Der Deutsche. Ja, dann — — werde ich, so oft ich eine Zeitung lese, die guten Redacteure bedauern, deren Geist Tag für Tag gefoltert wird; so einen armen Professor Bülau, D. Hermes, D. Zinkeisen, D. Rousseau, D. Giehne und wie die vielen andern Doctoren alle heißen.

Ich. Halten Sie ein, Deutscher, Ihre Geduld ist bewundernswerth; allein Sie haben mich mißverstanden! Sie meinen weil ich die Censoren Schurken nannte, deßhalb hielte ich die Redacteure für Heilige oder große Geister? Sie irren hierin, und so natürlich es auch Ihnen scheint, daß die Anführer unserer Presse eben mit allen Waffen des Geistes, die ihnen zu Gebote stehen, gegen Censur und Censoren ankämpfen sollten, — so werde ich Ihnen auch aus diesem Traume helfen und Ihnen beweisen, daß all' die Doctoren, wie Sie sie oben bedauert haben, ja fast das ganze deutsche Redactorenpack eben so große Lumpen als die Censoren, aber noch viel größere Esel sind. Wenn ich Ihnen auch das bewiesen habe, dann —

Der Deutsche. Dann, ja dies versichere ich Sie, werde ich keine einzige Zeitung mehr lesen, und in der Zeit, wo ich dies bis jetzt zu thun pflegte, zur Unterhaltung noch ein paar Schoppen Bier mehr als bisher trinken.

Ich. So steh mir Gott bei und alle seine Heiligen, mit einem solchen Tropf ist nichts anzufangen. Doch was fällt mir ein! Deutscher, daran thun Sie wohl: keine Zeitungen lesen, und recht viel Bier saufen, da können Sie's in der Dummheit noch bis zum Professor Bülau und Ihren Herrn Doctoren bringen. Ich aber will mir diese herrliche Gelegenheit mein Glück zu machen nicht ungenutzt vorbei gehen lassen. Ich schwöre darauf, ich erhalte den rothen Adler-Orden oder sonst ein Zeichen fürstlicher Gewogenheit, wenn ich Sie, Deutscher, durch die versprochenen Beweise zu dem löblichen Vorhaben bestimme; und so gehe ich muthig ans Werk! Scherz bei Seite, Deutscher, jetzt gilt's sich was in's Knopfloch zu verdienen, und da muß man ernsthaft sein!!!

Deutsches Censoren-Schandvolk.

Allgemeine Physionomie. — Der Censor Fuchs.

Daß die Censur eine Gottesgeißel sei, die über den Deutschen geschwungen wird, weil diese Anno 1814 und seither unausgesetzt sich gar zu einfältig und albern aufgeführt, und gar nichts gelernt haben, daß sie die grausamste aller der vielen Mittel ist, deren sich unsere Fürsten und Dränger bedienen um den letzten Hauch von Selbstständigkeit aus den deutschen Völkern herauszumerzen, daß sie die Mörderin unseres Geistes, unserer Freiheit und jedweder selbstständigen Bestrebungen ist — das hat man uns in Prosa und Versen viel hundertmal gesagt. Allein der gemeine Mann liest, wenn er auch weiß, daß der Schinderhannes bereits geköpft ist, doch von dessen Stückchen gern, sollte er nicht auch begierig sein von den Raub- und Gaunerzügen, von den Mord- und Schandthaten zu lesen, die Censoren jeden Tag ausführen; er könnte die Schurken, da sie frei, den Kopf noch auf den Schultern, herumgehen, seinen Kindern zeigen, ausspucken, und ihnen leise in's Ohr raunen: Seht, Kinder, das ist der Censor Fuchs aus Mannheim, jener stelzbeinigte, den ihr dort stolpern seht, mit dem grauen Gesicht; er hat keine Seele im Leib, drum streicht er sie auch Andern aus dem Körper; er hat kein warmes Blut und kein schlagendes Herz, denn nur die Kaltblütigen morden mit Ueberlegung, und der Mord ist sein Geschäft. Und wenn sie dann Jünglinge geworden sind, die Kinder, und Herr Fuchs lebt immer noch, dann sollen sie das Büchlein lesen, das ich eben schreibe, und Hoffmann's Schinder-, ich wollte sagen Censorenlieder, auswendig lernen und statt des Morgengebetes singen, und bei Gelegenheit so einem Kerl in's Gesicht spucken, das ist zwar unartig, aber doch kein Mord, und dann kommen sie aus dem großen Gefängniß, man nennt es jetzt das deutsche Vaterland, auf ein paar Tage in ein kleines, wo sie doch höchstens Räubern und Gaunern, aber keinem vornehmen Censor Gesellschaft zu leisten haben, und von dem ganzen Heer unserer Gefangenwärter, den bordirten Herren Beamten höchstens den Einen

sehen, der ihnen Brod und Wasser bringt. Draußen muß er sie ja selber zu Tausenden füttern helfen. — Darum will ich Euch Censurstücklein erzählen. Ich aber halte mich an meinen Fuchs, und will ihm sein Fell zerzausen. Er hat es meinem Vetter auf den Censurbogen täglich während vier Monaten schriftlich gegeben, daß er ein heilloser Schurke ist: Ich halt' ihn beim Wort; mögen es die andern auch so machen!

Erste Schandgeschichte.

Wie der Censor Fuchs die Ehre seines Standes, seiner edeln Beschäftigungsart und die Maßregeln der Preßpolizei zu schützen weiß.

Natürlich! Wenn Herr Fuchs die Censur und die anderen Censoren nicht schützte, würden sie wohl für ihn Rücksichten kennen? Seitdem Preußen das badische Ministerium mit Reclamationen bombardirte, weil der frühere Censor, Stadtdirektor Riegel in der „Mannheimer Abendzeitung" die Phrase passiren ließ: „Der Cölnische Censor streicht wie verrückt, vor ihm ist der Punkt auf dem J nicht mehr sicher," und seitdem der Censor Fuchs das Zartgefühl seiner sauberen Collegen in unseren deutschen Vaterländern (man nennt sie seit man unser Nationalgefühl an's Tageslicht zu prügeln gedenkt „Gesammtvaterland!!") erprobte, darf sie aber auch kein Lüftchen mehr anwehen. Wie weit das geht, mögen folgende Berichte beweisen, die der Censor Fuchs schon gleich beim ersten Versuche sie unter die Leute zu bringen, erwürgte.

Reden wir zuerst von der Unterdrückung jedes Seufzers am Grabe der sächsischen Presse.

Man hatte bekanntlich Anfangs Juli die „Locomotive" zu Tode gemaßregelt; Herr Fuchs findet das ganz in der Ordnung, denn er streicht folgenden Bericht:

Leipzig, 14. Juli. Unsere Preßzustände bieten die wahrhaftige alte Geschichte, die ewig neu bleibt, und nicht nur dem das Herz zerbrechen möchte, dem sie just passirt, sondern jedem, der nur daran denkt. Die „Locomotive"

ist todt und man hat ihren 12,000 Abonnenten, 120,000 Lesern durch die Art ihres Todes thatsächlich gesagt, daß sie sehr oft Recht gehabt hat. Daß man die Gedanken mit Keulen todt schlägt, gegen eine mißliebige Schreibart die Waffen in Bewegung setzt und ein Blatt freiwillig oder gezwungen unterdrückt, das ist sehr traurig; aber daß man bei solchem Verfahren sich hinter eine leere, nichtige, alberne Formalität verschanzt und diese der Welt als das Entscheidende darstellen möchte, das beweist die ganze Gehässigkeit solcher Maßregeln, die man wohl oder übel den Muth hat, auszuführen, aber nicht zu vertreten.

Man begnügte sich damit nicht, und vertreibt deren Redacteur, den D. Held, unter Angabe der abgeschmacktesten Gründe, viel abgeschmackter noch, als die, welche man gegen D. Grün und Prutz vorbrachte. (Herr Fuchs streicht beide Namen aus Wollust). — Censor Fuchs findet das abermals begreiflich, und strich die folgenden Zeilen so zu recht, daß sie ihr Herbes ganz verloren! Wie wir bald sehen werden, liebt Herr Fuchs die Euphemismen! Die gemarterte Stelle aus einem Berichte von Leipzig am 14ten lautete:

Hr. Held begab sich nach seiner Ausweichung aus Leipzig nun auf den nahegelegenen Ort Stätteritz, gab der Behörde seine Papiere ab, und erhielt für sich und seine Gattin Aufenthalt auf drei Monate, bis 27. September v. J., — worauf er sich bis dahin eine Wohnung miethet, seine Meubeln hinbringen läßt rc. — Heute nun wird ihm plötzlich vom Gerichtsverwalter von Hake (Ortspolizeibehörde von Stätteritz) eröffnet, daß dieser die auf drei Monate gegebene Aufenthaltserlaubniß schon heute zurücknehme, und Hr. Held Stätteritz zu verlassen habe. Aber der Herr Gerichtsverwalter von Hake gab auch einen Grund für diese seine Ausweisung an: Herr Held hätte nämlich vergessen, seinen ein und einhalbjährigen Sohn anzumelden. Dafür wird man in Sachsen mit Ortsverweisung bestraft. — Man muß für Alles einen Grund haben. Und nun frage ich, ob hier nicht die Influenz der Regierung der Held's Feder ein Grund ist, auf der Hand liegt der Regierung, die man bei der Ausweisung des D. Saß so sehr zu vertheidigen sich bemüht hat, der constitutionellen Regierung Sachsens mit der liberalen Gemeindeordnung.

Damit war begreiflicher Weise eine deutsche Preßpolizei nicht zufrieden, der Mann sollte auch noch Hungers sterben. Herr Fuchs sagt, das wäre ganz in der Ordnung und streicht folgenden Bericht durch:

Leipzig, 28. Juli. Die Nro. 168 Ihrer Zeitung enthielt einen Bericht über das Verfahren gegen Held, den Herausgeber der gemaßregelten „Locomo-

tive;" die Verfolgungen gegen diesen sehr "mißliebig" gewordenen Mann und gegen seine Schriften haben ihr Ende noch nicht erreicht. Herr Held hatte geäußert, daß er gegen seine Ausweisung klagen würde. Indessen reiste er aus persönlicher Rücksicht schnell ab, und siehe, Nachmittags und später noch wurde wiederholt durch Gerichtsdiener nach ihm gefragt. — Gegen Held liegt keinerlei Vermuthung eines Vergehens vor, aber kann man auch seiner Person Nichts weiter anhaben, so sucht man das zu vernichten, was er schreibt. Er hatte ein Werkchen angekündigt: "Der deutsche Michel, fliegendes Lesebuch für das einige Deutschland." Der Censor hatte es so viel passiren lassen, das der Druck beginnen konnte. Doch was geschieht? Als der zweite Bogen zur Recensur

(Nur für die ganz Unschuldigen bemerke ich was das Wort Recensur bedeutet. Wenn ein Censor einen Artikel geschunden hat, dann muß ihn ein anderer braten. Ist das nicht lustig? Diese Erfindung hat man in Baiern gemacht, da wird sogar das Frankfurter Journal nachcensirt, d. h. nachgeschunden.)

geschickt, verweigert der Censor dem, was er schon passiren ließ, das Imprimatur, weil — Herr Held zur Herausgabe dieses Taschenbuches einer Concession bedürfe!! In demselben waren Segers geschichtliche Sagen besprochen, auch lasse die Bezeichnung erstes Heft auf eine regelmäßige Fortsetzung schließen. — Das Unternehmen sei also eine Zeitschrift und bedürfe daher einer Concession! — Auf dieses Werkchen Held's sind nun schon gegen 4000 Bestellungen eingelaufen. Die Besteller mögen sich gedulden. Vielleicht ist noch Gerechtigkeit in Sachsen zu finden.

Zu guter Letzt schickte ein braver Sachse einen größern Artikel über das sächsische Preßelend; Herr Censor Fuchs lacht den Armen aus, und streicht den folgenden Bericht:

Leipzig, 5 August. Nirgends [1] vielleicht liegt über der Presse ein so trüber Himmel als gerade in Sachsen. Das Ungewitter, das von Osten kam und sich Anfangs hier gegen die "Deutschen Jahrbücher" entlud, hängt noch immer drohend über unsern Häuptern. So sehr hat sich die Gestalt der Dinge im Lauf weniger Monate verändert, daß Alles, was während der Verhandlungen über die Presse in der Kammer über die Handhabung der Censnr ge-

---

[1] So weit haben es die deutschen Censoren gebracht, daß man überall meint, da wo man ihr Treiben gerade verspürt, da wäre es am ärgsten. Dafür wünsche ich aber auch jedem Censor mein Büchlein schön in Leder gebunden mit starken silbernen Schließhacken — — in den Magen.

sprochen worden ist, in den Wind gesprochen zu sein scheint, und es immer mehr den Anschein gewinnt, als sollte der leise Ton zu dem sich unsre Presse hat herabstimmen müssen, noch mehr gedämpft werden. Den „Sächsischen Vaterlandsblättern“ hat man seit jenen Verhandlungen in der Kammer „wegen ihrer consequent feindseligen Richtung“ eine Drohung der Concessionsentziehung und wenigstens dreimal verschärfte Censurinstruktionen, selbst gegen ihre Landtagsmittheilungen, zugehen lassen. Von der „Locomotive“ hat man die Concession zurückgenommen, als Warnung zugleich, wie die D. A. Z. sagte, gegen die alles Maas überschreitende Zügellosigkeit der sächsischen Presse. Die neueste Maßregel, die eine große Anzahl von Tagesblättern zugleich getroffen, zeigt, daß das Ende der Tage noch nicht gekommen. Den „Sächsischen Vaterlandsblättern“, dem „Kometen“, dem „Charivari“, dem (neuerstandenen) „Deutschen Courier“, der „Eisenbahn“ — Verlegern und Redacteuren — wurde am 29. Juli insinuirt, daß auf Grund wiederholter zahlreicher Beschwerden auswärtiger Regierungen, namentlich Preußens und Oesterreichs, und weil zu befürchten stehe, daß, wenn in der Richtung der sächsischen Presse keine Aenderung eintrete, „die Angelegenheit an den Bund gelangen“ werde, verschärfte Instruktionen an die Censoren ergangen seien, und daß deßhalb die Redacteure das Manuscript sorgfältiger zu prüfen und zu sichten und den Censoren ihr Amt zu erleichtern hätten, widrigenfalls unnachsichtlich mit Einziehung der Concession werde verfahren werden. Es ist freilich gegründet, daß unsere Tagespresse auch jetzt bei aller Mäßigung auswärts immer noch so viel Anstoß erregt, daß die Reclamationen kein Ende nehmen, und daß unser Ministerium durch die Nachricht, in Preußen sei der Vorschlag gemacht worden, die ganze sächsische Journalistik zu verbieten, und dieser Vorschlag sei zwar für den Augenblick aber doch vielleicht nicht für immer beseitigt worden, in nicht geringe Verlegenheit hätte versetzt werden können. Aber einmal sagte man, daß unser auswärtiges Ministerium (v. Zeschau) jüngst in einer freimüthigen Note geantwortet habe, das andermal ist nicht abzusehen, wie sich die Presse halten solle, wenn sie sich nicht geradezu zum Diener der Gewalt erniedrigen will. Zudem ist der Aufschwung, den die Presse in den letzten Jahren — das läßt sich nicht verkennen — hauptsächlich in Folge der durch Friedrich Wilhelm IV. selbst gegebenen Auslegung der Carlsbader Beschlüsse genommen hatte, in einem constitutionellen Staate nicht so leicht zu bewältigen oder gar zu unterdrücken, wie dies vielleicht in einem absoluten Staate möglich ist. Und wenn es je dahin kommen sollte, daß wirklich unsere ganze Journalistik in die Acht erklärt werden könnte, was freilich in der Macht eines fremden Staates steht, so dürfte doch auch kein Zweifel sein, auf welche Seite die Meinung der ganzen gebildeten Welt treten würde.

Unser Ministerium des Innern scheint freilich von andern Grundsätzen auszugehen. Für die Presse selbst aber bleibt es ein trostloser Zustand, daß sie, selbst wenn sie allen gesetzlichen Anforderungen genügt, wenn sie sich der Censur bereitwillig unterwirft und einen Anstand beobachtet, der in der That bei dem ängstlichsten Gemüthe nichts zu wünschen übrig läßt, daß sie dann noch in jedem Augenblick die Zürücknahme der Concession befürchten muß. Die Insinuation an die genannten Zeitschriften haben natürlich nicht blos in buchhändlerischen und schriftstellerischen, sondern auch in den übrigen bürgerlichen Kreisen so großes Aufsehen erregt, daß man nicht blos einer Interpellation darüber in der Kammer entgegen sieht, sondern auch von Seiten der hiesigen Literaten noch eine Eingabe an die Kammer vorbereitet. Wenn solches während des Landtags geschieht, während eines Landtags, auf dem man die Zurückführung der Preßbeschränkungen auf das bundesgesetzliche Maas verlangt hat, was kann, was wird nach Schluß des Landtags geschehen, wo keine Einsprache von irgend einer Seite her möglich ist oder wenigstens keinen Erfolg haben kann? — Daß das leipziger Censurcollegium wirklich eine zweite Censur (Nachcensur) ausübt, hat sich wieder bei dem neuesten Hefte des Reichenbach'schen Conversationslexikons herausgestellt. Im Vertrauen auf das erlangte Imprimatur des Censors, hatte der Drucker, bevor er den Censurschein des Obercensurkollegiums erhielt, die fertigen Exemplare an die Verlagshandlung ausgeliefert und diese das Heft versendet. Wenige Tage darnach kommt der Bescheid, daß das Heft mit Beschlag belegt sei, daß der Artikel „Österreich" Mißfallen erregt habe und zu dem Ende völlig umzuarbeiten, die versendeten Exemplare aber zurückzufordern seien. Ob davon welche zurückgekommen, läßt sich bezweifeln, in die noch vorhandenen aber werden Cartons gezogen mit einem neuen Artikel „Österreich."

Kommen wir an ein zweites viel lustigeres Histörchen, dabei der Censor Fuchs als Verheimlicher zweier preussischer Hurenbälge erscheint, die der königliche Demagog Friedrich Wilhelm IV. als Mentoren des „sogenannten" Geistes und der „sogenannten" öffentlichen Meinung in seine getreue Stadt Köln geschickt hat, der beiden Censoren St. Paul und Graf Eulenburg. Die beiden königlichen Wächter und Beschützer der kölnischen Moral wollten des Nachts in ein Bordell eindringen, und da die Hauswirthin den Tumultuanten den Eintritt verwehrte, (vielleicht wußte sie, daß es Censoren waren, die ihr am Ende die „Unkeuschheit ihres Mädels" „gestrichen", und dann wäre es mit ihrem Erwerbungszweige aus gewesen, kurzum die Hurenmutter sogar hatte recht daß sie die Schinder nicht einließ,)

machten die beiden Sittenspiegel einen solchen Lärm, daß sie trotz Titel, Rang und Stand von den wackern Nachtwächtern (sie verdienten nach ihrem Tode in der Walhalla zu stehen) in das Stadtgefängniß, genannt Violine, geworfen wurden. Das konnte der ehrenwerthe mannheimer Censor Fuchs nicht glauben, daß seine vortrefflichen Amtsgenossen sich nicht mit den Schamlosigkeiten begnügten, die jeden Tag zu begehen ihnen ihr gnädigster Herr und König auftrug, sondern daß sie auch sonst alle Scham und Sitte weit wegwarfen, wozu sie doch ihr Amt so oft anwies, — und er strich daher den folgenden Artikel:

Köln, 4. August. Man erinnert sich, daß der Hr. St. Paul, welcher als Censor die „Rheinische Zeitung" zum Tode zu begleiten berufen war, sich vor Kurzem gegen sehr ehrenrührige Anklagen zu vertheidigen hatte, welche sich auf die Zeit seiner Censorschaft bezogen. Eine unglückliche Schickung will, daß die Zeit vor seiner Censorschaft ihm eine ähnliche, für diesmal aber schwierigere Aufgabe stellt, weil es jetzt die Vertheidigung gegen ein ausgemachtes, durch die Polizei constatirtes Factum gilt. Herr St. Paul, von dem es schon lang geheißen hatte, er sei wieder nach Berlin zurück, hat, in freilich unbekannten Geschäften, seine Diäten noch bis zum Beginn dieses Monats in Köln verzehrt. Man vermuthet jetzt, nachdem er das Ende seines hiesigen Aufenthalts auf eine sehr eclatante Weise bezeichnet hat, er sei unter Anderm der Kölner Correspondent der „Pr. Allg. Zeitung" gewesen, zu welcher Vermuthung man namentlich durch das intime Verhältniß berechtigt wird, in welchem er hier mit dem D. Hermes gestanden. Nun, das Verhältniß kann sich jetzt in Berlin fortsetzen, denn Herr St. Paul ist nun wirklich nach Berlin abgereist, abgereist aus dem — Stadtgefängniß. Der Herr Excensor hatte Mittags mit einigen Gleichgesinnten in einem hiesigen Gasthof tüchtig der Flasche zugesprochen, war hierdurch wahrscheinlich wieder in jenen Zustand des „jugendlichen Uebermuthes" gerathen und ging mit einem Andern in ein — öffentliches Haus, um dem Uebermuth Luft zu machen. Der Uebermuth machte sich denn auch der Art geltend, daß die Hausbewohnerinnen ihn nicht zu bändigen vermochten, sondern bereitwillig die Hülfe der durch den Lärm bereits aufmerksam gewordenen Polizei annahmen. Dieser gelang es denn auch, die beiden jugendlichen Leute in später Nacht oder am frühen Morgen zur Ruhe zu bringen. Morgens 9 Uhr wurden sie aus dem sogenannten Depot im Stadtgefängnisse entlassen, der Eine, um nach Berlin zu reisen und Bericht von seinen Rheinischen Beobachtungen abzustatten, der Andere, um an seine Geschäfte zu gehen und die Kölnische Zeitung zu censiren. Der Begleiter des Hrn. St. Paul war näm-

lich kein Anderer, als sein Nachfolger, der Lokalcensor von Köln, Graf zu Eulenburg. — Nach einer bereits früher citirten Verordnung sollen zu Censoren nur achtbare, moralische, ehrenwerthe Männer genommen werden, und für die Schriftsteller ist es schon hart genug, von solchen ihre Gedanken und Worte zuschneiden zu lassen. — — Im Interesse der Censoren, wie im Interesse der Presse wird hoffentlich der Veröffentlichung vorstehender Thatsache nichts in den Weg gestellt werden. Für die Wahrheit des Berichtes, dem die Aussage von Polizeibeamten zum Grunde liegt, bürgt der Berichterstatter.

Aus Andeutungen in andern Blättern mußte sich der Censor Fuchs bald überzeugen, daß die Sache ihre vollständigste Richtigkeit habe, — allein jetzt galt es erst recht zu beweisen was censiren heißt, und wenn ers möglich machen konnte, sollte von der kölnischen Hurengeschichte, durch die Organe deren Keuschheit er zu bewachen hatte, auch nicht ein Silbchen ins Publikum kommen. So strich er folgende Notiz aus Köln vom 6. August:

Einen auffallenden Contrast zu den ächt sittlichen Persönlichkeiten Ruges und Fröbels bildete ein Scandal auf dem hiesigen Neumarkte, wo zwei Vorgesetzte der Gedankenverbreitung von der Polizei allmälig begriffen und zuletzt gefaßt wurden. Besagte Vorgesetzte, wenigstens Einer von ihnen, hatte vielleicht am andern Morgen einen Gedanken zu kontrolliren, der aus einem sittlich-freien Haupte kam, während er selbst ein unsittlich-wüstes auf dem Rumpfe trug. A propos, die Censur soll jetzt hier in Köln ganz aufgehoben werden; mit den Censoren hat man den Anfang gemacht.

Herr St. Paul, der Excensor der „Rheinischen Zeitung" haben ihren festen Aufenthalt dahier daran gegeben und sind nach Berlin abgereist. Dero Freund und College, Hr. Graf Eulenburg, weilen noch hier und censiren die „Kölnische Zeitung" und das „Fremdenblatt."

Doch unsere Köllner Freunde ließen nicht ab; in Scherz und Ernst schrieben sie fort und fort von der sauberen Affaire. Es machte ihnen fast die Brust zersprengen, daß ihre heiligsten Gefühle, all ihr Sinnen und Denken, so wie es zu Tage käme, von solchen Wandbuben controlirt werden dürfte, ohne daß es erlanbt sei deren Treiben öffentlich zu brandmarken! Das rührt einen Censor nicht; er hat kein Herz und keine Seele mehr; es ist sein Amt alles was seine Herren und Genossen Schlechtes denken und Treiben vor den Augen der Menschen zu ver-

bergen, und der Hehler ist schlimmer als der Stehler! Drum strich denn auch der Hehler Fuchs folgenden Scherz:

Köln, 7. August. Wir feiern hier zwar kein Verfassungsfest, wohl aber ein Nachwächterfest. Die Bürger unserer Stadt haben sich entschlossen dem wackern Hüter unserer Träume, der neulich zwei Tumullanten auf dem Neumarkte ergriff, eine Dankadresse und ein Mittagsmahl zu geben. Zugleich wird eine Kollekte für den Hochherzigen veranstaltet, weil er einen Bestechungslouisd'or ausgeschlagen. Als Motto der Adresse ist die Parodie des Schiller'schen Verses vorgeschlagen worden:

„Was man von der Censur hat ausgeschlagen,
Bringt Köln mit Zinsen dir zurück.“

Auch ist bereits ein Gedicht gemacht worden, welches der hier anwesende Kapellmeister Friedrich Schneider im Style „des Weltgerichts“ componiren wird; ich theile Ihnen dasselbe nächstens für die „Rheinische Blätter“ mit. Der erste Vers heißt:

„Nachwächter mit kräftigen Prügelarmen,
Du stämmiges Bild der Kölner Natur!
Komm her, ich widme dir dieses Carmen,
Dafür, daß du wacker geholzt die —“

Jubel und Lust herrscht in unserer Stadt und es wird der Vorschlag gemacht werden, das Nachwächterfest auf unsern 22. August zu verlegen. Der Weltgeist hat nicht allein Humor, auch zuweilen der Kölner.

Köln, 15. August. Hier sollen große Veränderungen vorgehen. Nicht bloß der Dom, auch die Martins- und Kunibertskirche werden ausgebaut. Nichts als Kirchen. Der Neumarkt wird einen andern Namen erhalten und künftig Paulsplatz, ein Theil des Rathhauses künftig Eulenburg heißen. Das bischöfliche Palais ist geweißt worden. Auch der Gereonskirche hat man zwei neue Bleiplatten und an der Severinskirche drei Fensterscheiben eingesetzt. Sind das nicht wichtige Veränderungen? Gott gebe, daß man nicht zu rasch fortschreite?

Allein damit war die Sache noch nicht zu Ende; so viel man in der preussischen Rheinprovinz bereits gestrichen,[1] das öffentliche Ge-

---

[1] Aber den Volkswitz können die Elenden so wenig streichen, als die Gefühle und Wirkungen, die eine schöne Gegend oder eine Beethoven'sche Symphonie erweckt; wenn sie das auch könnten, wie glücklich wären sie. In Köln erzählte z. B. Einer dem Andern: „Der frühere Censor vor St. Paul und Graf Eulenburg habe gesagt, als er noch in Amt und Würde gewesen, habe

richts-Verfahren ist bis jetzt noch stehen geblieben, und was da passirte, das konnte selbst der Censor Fuchs in Mannheim nicht mehr auslöschen. Graf Eulenburg wurde vor das Gericht in Köln geladen, und natürlich wie jeder anderer Nachtschwärmer und geräuschvoller Hurenjäger bestraft, und da das „Frankfurter Journal" diese Nachricht brachte, so durfte es denn auch in höchst unschuldiger Fassung in die mannheimer Abendzeitung übergehen, jedoch so daß die Qualität: „Censor" dabei so wenig als der Name desselben genannt wurde. Ich muß zur Ehre des Censors Fuchs diesen Artikel, der denn wahrhaft wunderbarer Weise seiner Scheere entgieng, seiner Unschuld und des Zusammenhanges wegen hier mittheilen. Vielleicht schreibt einmal später ein deutscher Gelehrter, natürlich wenn einmal die Censur antiquirt und hierdurch beschreibungs- und besprechungsfähig für einen Herrn Professor geworden ist, ein Buch über dieses herrliche Institut, wie ungefähr Llorente über die spanische Inquisition, und benutzt mich als Quelle, dann hat er doch den Vorfall vollständig. Also:

Köln, 30. August. Heute morgen stand der Graf E. wegen nächtlicher Ruhestörung und Beleidigung der Nachtwächter vor dem hiesigen Appellhofe, welcher wegen des Amtes des Beklagten (Assessor) als zuchtpolizeiliche Instanz kompetent für die Sache war. Der Graf, obgleich durch die Zeugen hinlänglich überführt, leugnete die meisten Fakten, namentlich die Widersetzlichkeit gegen die Nachtwächter und den Gebrauch des Wortes Sch.....d, so wie den auf dem Depot stattgefunden haben sollenden Skandal. Der eine Nachtwächter erzählte indeß, wie er den E. (Titel fielen weg) so gefaßt gehabt und sein College so; kurz, die Richter nahmen das Faktum als konstatirt an. Auch die Bitte um Ausstand der Angelegenheit bis zur Zurückkunft eines Entlastungszeugen aus Baden-Baden wurde abgelehnt. Der Gerichtshof erkannte auf den Antrag des Staatsprokurators und nach Anhörung der Vertheidigung, welche E. selbst führte, auf 25 Thaler Strafe und Bezahlung der Kosten.

Ende gut, Alles gut. Graf Eulenburg wird darauf von seinen Censorfunktionen mit Ehren entbunden und man schreibt hierüber folgenden Bericht, aus dem jedoch Censor Fuchs die durchschossenen Worte streicht, und somit zur größtmöglichen Verheimlichung der kölnischen

---

er zwar auch viel gestrichen — aber die Violine (so heißt im Munde des Volks das Stadtgefängniß in Köln) habe er doch nie gestrichen!"

Schandgeschichte sein Möglichstes beitrug. Deutscher glaubst du mir nun, was ich behaupte?

Köln, den 4. September. Heute am Jahrestage der Dombau-Grundsteinlegung und des feierlichen Alaaf Köln, theile ich Ihnen die Nachricht mit, daß Graf Eulenburg, der bisherige Lokalcensor, welcher über die Kölnische Zeitung und das hiesige Fremdenblatt waltete, nachdem Hr. v. St. Paul die Rheinische Zeitung zu Grabe geleitet hatte, laut Reskripts des Königl. Oberpräsidiums zu Koblenz, seiner Censorfunktionen entbunden worden ist; an seiner Stelle ist provisorisch der Divisionsprediger Grashoff getreten, welcher schon früher interimistisch fungirte, als Herr Assessor Wiethaus den Ehrenstreich begangen hatte. Wer definitiv Censor wird, ist unbestimmt, man hofft aber, es werde ein rheinischer Jurist sein. Das Volk ist wirklich toll mit seinen rheinischen Institutionen, sogar der Censur traut man unter ihrer Aegide mehr Vernunft zu. Der Bezirkscensor, Herr Appelationsgerichtsrath Broicher, erregt gerade nicht die größte Zufriedenheit beim Publikum, er streicht in Broschuren die unschuldigsten Dinge.

Herr von St. Paul wird erster Tage hier erwartet, um vor dem ersten Senate des Appelationshofes zu erscheinen. Man spricht davon, das Urtheil werde auf Kassation lauten. Herr v. St. Paul ist bekanntlich Ministerialsekretär.

Einer Privatnachricht zufolge sollen die Oberpräsidenten streng darauf angewiesen sein, zu Censoren nur rechtschaffene und unbescholtene Männer zu wählen. Diese Strenge ist nur zu loben.

Gehen wir weiter. Herr Fuchs muß auch die Eseleien seiner Collegen bemänteln helfen; deßhalb streicht er folgendes allerliebste Stückchen:

Aachen, 24. Juli. Ein Censurfall. Auf der Kunstausstellung zu Köln befindet sich ein Gemälde von dem Kölnischen Maler Kleinenbreich, welches eine Anzahl junger Leute darstellt, die, im Begriff als Rekruten abzuziehen, sich vor einem Wirthshause „zu den acht und dreißig Reichskronen" mit Zechen und der „Rheinischen Zeitung" beschäftigen. Auf dem Blatte stehen unter Anderem die Worte „Rheinische Zeitung" und „Herwegh". In einem Bericht der Aachener Zeitung über die Kölnische Kunstausstellung wurde nun der Maler Kleinenbreich im Gegensatz zu den übrigen Künstlern, welche blos Vieh, Bauern, Mägde ꝛc. zu Sujets ihrer Gemälde gewählt, deßhalb gelobt, weil er sich an zeitgemäße Dinge gemacht, ein Zeichen von Verständniß seiner Zeit

gegeben, und sogar, wie der Bericht sich scherzweise ausdrückte, die Kühnheit gehabt habe, seine Zecher sich mit der „Rheinischen Zeitung" und „Herwegh" beschäftigen zu lassen. Diese Kühnheit des Malers schien aber dem Censor zu groß zu sein, er beschränkte sich daher auf die Kühnheit, die jungen Leute sich — „mit einer Zeitung beschäftigen zu lassen." Was soll man nun thun? Soll man sich wegen einer solchen Sache an das Obercensurgericht wenden? Das könnte nur zu dem Zwecke geschehen, die Verwunderung dieses Gerichts über eine, wenn auch nicht beispiellose, doch sicher unbegreifliche Censurkühnheit zu erregen.

Mag wohl Herrn Fuchs wenn er eine solche Stelle gestrichen hat, nie der Gedanken kommen: Welch niederträchtiges Gewerbe treibe ich doch! Oder als er die Worte strich: „Es lebe die rheinische Zeitung", welche ein ehemaliger Redakteur dieses nie concessionirten, also auch nicht zu nennenden Blattes einem Artikel beifügte, indem er den längst bekannten Satz aufgestellt hatte, daß die Stadt Köln durch die Presse vieles gelernt habe, oder die Worte, daß beim Verfassungsfeste der Censor Zeisig in Leipzig, „ein seltener Vogel" (das muß wahr sein!) unter vielfältigen Zeichen des Beifalls dem Gedeihen und dem Fortschritte des konstitutionellen Lebens ein Lebehoch ausbrachte. — Ich glaube kaum daß der Censor Fuchs je so etwas denkt. Denn Denken heißt schaffen, und er ist nur aus Zerstören gemühet. — Nur noch einen Strich zum Schutze sächsischer Censur, die in neuester Zeit der mannheimer in nichts nachstand:

Mannheim, 5. August. Unter dem jungen Lebensbaum deutscher Erkenntniß liegt abermals eine Frucht abgeschüttelt, der man es nur zu gut anmerken kann, wie sie der Wurm angefressen, der an unserer gesammten Literatur fort und fort nagen wird, bis er das Mark und die Kraft vollends aus ihr herausgezehrt hat. Das Volkstaschenbuch „Vorwärts" meinen wir, das unter Mitwirkung fast aller patriotischer Literaten von Robert Blum und D. Friedrich Steger jüngst nach gründlicher Analyse durch die Censur in Leipzig die Presse verließ! Den süßen Trost für ihre zum Theil verdorbene Mühe wissen sich die Herausgeber jedoch selbst zuzusprechen. „Beschränkt, dämmt, unterdrückt, verbietet, confisciert, bevormundet die Schrift und das Wort, verfolgt und verdammt die Vorkämpfer der Zeit, wirkt auf die öffentliche Meinung durch die Heucheleien und Lügen der „guten" Presse, laßt die Männer des Fortschritts schmähen nach Herzenslust, beschränkt und beaufsichtigt den Lehrstuhl und die Kanzel, gewährt keine von allen den Forderungen der Gegenwart und müht

euch ab Tag und Nacht, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, den Geist der Zeit zwingt Ihr nicht! Er bereitet still und geräuschlos, aber unaufhaltsam die bessere Zukunft, die sein ist, und blickt mit lächelndem Triumph auf Euer vergebliches Mühen!" Doch ist immerhin nicht alles zerstört, und was übrig geblieben trägt das Gepräge jener sich selbst genügenden stolzen Ueberzeugung jener Frische der neuesten Zeit, die aus den Werken der Mitarbeiter an diesem Buche aus Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Johann Jakobi und anderen uns darin entgegenweht!

Und damit sei dieser erste Abschnitt beschlossen. Nicht als ob das Alles sei, was der Censor Fuchs zu Gunsten seines Geschäftes, seiner Helfershelfer, und des geistwürgenden Princips, dem er als Werkzeug dient, gethan und gestrichen, nein — weil dies Wenige genügt um ihm in dieser Beziehung das höchste Verdienst um Mit- und Nachwelt zu sichern. Herr Fuchs lebe hoch! — wenn es möglich ist mit einem Strick um den Hals an einem Kirchthurmknopf hängend zu schnaufen.

Zweite Schandgeschichte.

Wie der Censor Fuchs den Herrn Joseph von Schelling gegen die Angriffe des wackern Professors Paulus in Heidelberg beschützt; auch als Zugabe, wie er sich um D. Hermes Führung der "preussischen allgemeinen Zeitung" annimmt.

Der Schreiber dieser Apologie der Censoren ist kein Freund deutscher Gelehrsamkeit. Er ist überzeugt, daß sie viel an der politischen Armuth schuld ist, in der unser herrliches Vaterland lungert, ja er weiß gewiß, daß die Monopolisten der Wissenschaft viel darum geben, daß wir in Deutschland keine Preßfreiheit haben. Mit ihrem nebeligen Nimbus möchte es denn auch bald schlecht aussehen, wenn sie nicht vielleicht, wie sie jetzt in tiefem Servilismus unsern Drängern die Schleppe tragen, beim Anbruch des neuen Tages der Freiheit so mit dem Trosse fortliefen und einen Freiheits- oder Oeffentlichkeits-Raths-Titel mit Dependentien zu erschwingen trachteten; denn daß diese Leute der Sache wegen etwas thun würden — glaub ich mein Lebetag nicht! — Aus diesem Grunde mache ich mir auch aus dem eben vor dem

Forum der Oeffentlichkeit anhängigen Processe der beiden Professoren Paulus und Schelling nichts, denn alle beide locken damit keinen Hund hinter dem Ofen hervor; und ich bin fest überzeugt, daß unsere hohen Herren sich im Herzen darüber freuen wenn sie sehen mit welchem Zeuge sich ein großer Theil des deutschen Volkes befaßt, und darüber seine innere und äußere Zerrissenheit, seinen Steuerdruck, seine geistige Knechtschaft, seinen Adels- und Soldatenunfug und seine Pfaffenwirthschaft vergißt. — Aber um zu sehen, wie gewaltthätig die Censur auch auf dem Felde der Wissenschaft, wie mit einem Cürassirsäbel einhaut, ist der Fall den ich nun erzählen werde, äußerst lehrreich.

Der alte Schelling, den der rüstige König Friedrich Wilhelm IV. denn auch benebst einigen andern ausgebrannten Kratern oder abgelebten Katern nach Berlin zu sich berief, um ihm vor seinem Throne auf der Erde spielend, die Zeit zu vertreiben,[1] hatte bei seiner Ankunft in Berlin bei seinem Debüt versprochen, einem jeden seiner Zuhörer den Stein der Weisen in die Tasche zu escamotiren, Stück für Stück ein Friedrichsd'or Collegiengeld. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß dieser Stein ganz derselbe mistisch-theosophische Quark war, mit dem er zwei Jahrzehnte hindurch eine Menge von Schwarzkutten in München abgefüttert hatte, den die Leute in Berlin eben so wenig verdauen konnten als seine vielen vielen Schüler und Anhänger in München — die bisher alle, ohne eine einzige Ausnahme behauptet hatten, die Schellingische Dreipotenzenphilosophie möge zwar gut katholisch sein, aber verstanden hätten sie davon kein sterbendes Wörtlein. Natürlich strömten die Münchener und Berliner gerade deßhalb zu Schelling hin, weil sie ihn nicht verstanden, denn die Urwesenheit der deutschen heutigen Philosophie und deren Stolz beruht auf ihrem Unverstande! —

Wohlweislich hatte Herr köngl. preuß. Hof-Philosoph, Joseph von Schelling, es unterlassen, seine Weisheit im Druck zu veröffentlichen — einmal wäre sie nicht mehr so einträglich gewesen, und dann hätte er dadurch den Streit selber hervorgerufen, den Paulus nunmehr angezettelt.— Doch das half ihm nichts, der kluge wahrheitliebende alte Paulus unternahm es nun mit Kapp und einigen jüngern Gelehrten die eleusini-

---

[1] Maßmann muß Purzelbäume machen, Tieck Marionetten spielen, ꝛc., ꝛc.

schen Geheimnisse des Berliner Hofmuckers zu entschleiern; er verschaffte sich ein Heft von Schellings Vorlesungen, ließ es drucken, und machte sich nun mit seiner scharfen, ätzenden Kritik dahinter, und die „Mannheimer Abendzeitung" namentlich half ihm wacker den Straus gegen den mythischen Götzen eröffnen: Alles war darauf gespannt, wie sich die beiden alten Gelehrten gegenseitig in dem heiligen Kampfe schlagen würden, da auf einmal erscheint auf der Arena statt des Philosophen Schelling, den man mit Lastwagen voll Weisheit anrücken zu sehen hoffte,

„Ein schimpfender Polizistenschwarm,"

die ganze Polizei, Censur, ja der deutsche Bund auf den Beinen, Paulus Buch wurde auf Ansuchen des Weltweisen mit Beschlag belegt, an alle achtunddreißig deutsche Regierungen ergeht die Aufforderung ein Gleiches zu thun — denn Paulus habe von Schellings Weisheit wider dessen Willen nachgedruckt — und die Philosophie Schellings ist gerettet! Hoch lebe die Polizei und Censur. Die schamlose Presse in Deutschland fand das Alles in der Ordnung: die „allgem. preussische Zeitung" in fein perfider Weise, die „Augsburger Allgemeine" mit der vollen Wucht ihrer Unverschämtheit fielen nun im Chorus über Paulus her, und die wenigen liberal sein wollenden Blätter nahmen sich des alten vortrefflichen Vorkämpfers der Rationalisten, oder besser der Männer vom gesunden Menschenverstand an. Schon vorher, bei Beurtheilung des Buches: Schelling von Professor Kapp in Heidelberg, sollte ein Bericht in der „Mannh. Abendzeitung" wörtlich wie folgt schließen, aber Herr Fuchs verstund sein Metier und strich den ganzen Satz:

„Da aber für jede der Schelling'schen Wirthschaft unfreundliche Regung alle Blätter Cotta's und Preußens, nebst deren Anhang in Sachsen und anderer Herren Länder, verschlossen sind, so benutze ich den letzten freien Ausweg, den einzuräumen, Ihrer Redaktion alle Ehre macht."

Natürlich wollten nun die honneten Blätter zu Gunsten Paulus ihre Lanzen einlegen, da sie ja doch über andere Lebensfragen schweigen müssen — aber wie täuschten sie sich! Herr Fuchs ließ nicht mehr eine Zeile zu Gunsten von Paulus passiren. Viele Artikel aus Berlin strich er durchaus; so z. B. den folgenden:

Berlin, 9. August. In einigen höheren Zirkeln wird behauptet, der Hr. Geheimerath von Schelling habe nur deßwegen die Beschlagnahme der Paulus'schen Veröffentlichung seiner positiven Offenbarungsphilosophie polizeilich veranlaßt, weil die Exemplarien, wenn sie für gesetzwidrigen Abdruck erklärt und weggenommen werden könnten, dem Beschädigten eingehändigt würden. Sein wissenschaftlich würdiger Vorsatz sei, sie seinen gewesenen und künftigen Zuhörern sofort auszutheilen, damit sie Text und Widerlegung vor sich haben: Die, welche dem vorbeirauschenden mündlichen Vortrag blos verwunderungsvoll zugehorcht haben, erführen dann, was sie im Augenblick nicht prüfen könnten. Denen welchen er sich, seit er angestellt ist, zum Leiter ihrer Studien angeboten hat (Siehe seine eigene Worte bei Paulus S. 731—32.), könne der Unwiderlegbare alsdann Schritt für Schritt seine Gegenbemerkungen klar machen, ohne selbst von den mißfälligen Einwendungen ihnen etwas vorsagen zu müssen. v. Schellings bekannte Lehrerklugheit läßt nicht denken, daß er auch nur einen Schein aufkommen lassen werde, wie wenn er jenen Antischelling deßwegen hätte verbieten und confisciren lassen, um ihn nicht widerlegen zu müssen. Die akademische Jugend, auch auf allen andern Universitäten, wird besonders darauf begierig sein, wie er, wenn er einmal zu einer Selbstentdeckung sich herablasse, die von Paulus mit vielen historischen Nachweisungen belegte Entstehungsgeschichte seiner Identitätsphilosophie beleuchten und die Einerleiheit seiner jetzigen Rechtfertigung der halb orthodoxen, halb arianischen Dogmatik mit seiner früheren Lehre zeigen werde, die er nicht aufgegeben, sondern nur mit einem neuen Anbau vervollständigt zu haben versichert. Jedenfalls erhalten alle Wißbegierige dadurch, daß er das Buch wie einen Nachdruck seiner Vorlesungen zu behandeln veranlaßt hat, die Gewißheit, daß es also urkundlich den wesentlichen Inhalt derselben nach seinem Wort und nicht blos auszugsweise enthalte. Jeder wird jetzt sein eigenes Urtheil zu fällen wissen.

und als Paulus von seinem Verleger Leske in Darmstadt, mit großherzoglich hessischer Censur gedruckt, ein fliegendes Blatt unter dem Titel: „Vorläufige Appellation an das wahrheitliebende Publikum contra des Philosophen Fr. W. Joseph v. Schelling Versuch, mittelst der Polizei sich unwiderlegbar zu machen", gratis vertheilen ließ, strich Herr Censor Fuchs nicht blos den Inhalt der Flugschrift in so weit er in der „Mannheimer Abendzeitung" reproduzirt werden sollte — noch mehr, er duldete sogar nicht die Anzeige des bloßen Titels derselben, und als man das letzte Mittel versuchte,

und einen den Streit betreffenden Aufsatz aus der Aachener Zeitung absetzen ließ, strich dieser Heide, dieses Schooßkind der Polizei, und doch wieder deren mächtiger Schützer, die oben durchschossenen Worte des Titels und setzte das Zeichen rc. rc. rc. an deren Stelle. Dagegen erhob der Redacteur wohl beim Ministerium Recurs: daß die Antwort aber abschläglich lautete — sollte man das erst erwähnen müssen — die Krähen kratzen sich heute wie früher die Augen nicht aus! — Nun, Deutscher, ist Herr Censor Fuchs mehr als ein Schinder? Hoffmann von Fallersleben behauptet es nur, ich aber beweise es dir. Doch du bist begierig, Deutscher, gründlicher Deutscher, wie es mit diesem modernen Hexenprozeß jetzt steht? Beruhige dich darüber, das wird in Berlin schon ausgemacht; dazu wird weder Paulus noch sein Verleger Leske gerufen; das geschieht in einer Camera obscura, wo die Luchsaugen von Hofmännern und Hofräthen die Sache beleuchten. So viel aber kann ich dir sagen, daß das preußische Ministerium des Innern am 3. October dem Herrn Professor Paulus bekannt machte, Schellings Bevollmächtigter habe binnen der ihm gestellten achtwöchentlichen Frist nachgewiesen, daß er die zur Geltendmachung seiner Ansprüche nöthigen Anträge vor Gericht (?) formirt habe, und also die Beschlagnahme nicht wie Paulus ersucht hatte aufgehoben werden könne, sondern der richterliche (?) Ausspruch darüber zu erwarten sei. Da hast du's, Deutscher!

Wie kommt es aber, daß der badische Censor Fuchs nicht den badischen heidelberger Professor, sondern den preußischen Hofgelehrten schützt? Bei einer andern Gelegenheit, da der damalige Redacteur, Carl Ludwig Bernays, den Censor fragte, warum er denn alle Angriffe auf Preußen striche, dieweil doch preußische Blätter sehr häufig harte Aussprüche gegen die badische Regierung bringen dürften, erwiderte ihm der Ehrenmann: das hat zwei Gründe: Erstens hat Preußen vierzehn Millionen Einwohner und Baden nur eine; und dann ist Baden ein constitutioneller Staat (welcher Hohn!), der schon mehr ertragen kann als eine absolute Monarchie! — Das ist Censorenlogik und Censorenpolitik! Hurrah Censur! — Wenn man das weiß dann begreift es sich noch leichter, warum Herr Fuchs aus dem hier folgenden Artikel aus Berlin die durchschossenen

Stellen strich. Es galt einen preussischen Spion vertheidigen, wie sollte er dazu seinen Dienst verweigern?

Zum ersten October erscheint hier eine neue Zeitschrift, „das deutsche Nationalblatt für — Unterhaltung, Literatur, Kunst und öffentliches Leben, von Hofrath J. B. Rousseau, ci-devant Redakteur des Journal de Frankfort." Es ist bezeichnend für unsere Zustände, daß dieser Mann eine Concession zu einer Zeitschrift erhalten hat, während sie Rauwerk, Meyer und andern Liberalen verweigert worden ist. In seinem Probeblatt ergeht sich dieser Hofrath (am Rhein kennt man ihn) in den ärgsten Schimpfereien gegen Herwegh, Dingelstedt und die Freien. Paulus nennt er unter Andern „einen der seichtesten Schwäzer unsers Jahrhunderts." Diese Kost soll dem „Volke" fortan täglich geboten werden, aber das Volk wird sich bedanken! —

Am wärmsten aber nahm sich der Censor Fuchs eines der edelsten Menschen an, die unsere Reaktionsperiode ausgegohren, des Ehrendoctor Hermes, jetzigen Mitredacteurs der „preussischen allgemeinen Zeitung." Es ist in ganz Deutschland eine bekannte Sache, daß Doctor Hermes als ein Opfer seiner Ueberzeugung fiel — und daß die preußische Regierung großmüthig wie immer den tief gefallenen oder gesunkenen Mann in ihren Armen erwärmte, ihn mit 1500 Thalern oder wie viel bei der Redaction der „preussischen allgemeinen Zeitung" anstellte, wofür er denn bis heute, nach seinem „ersten dummen Streich," (Herr Censor Fuchs beliebte für diesen Ausdruck den euphemistischen zu deutsch wohlklingendern: „nach seinem ersten Debüt" zu setzen, S. „Mannheimer Abendzeitung," Nro. 167) und einigen geringfügigen Verleumdungen nichts Bedeutendes mehr that. Für diese sollte er denn manchmal gezüchtigt werden. Allein je größer der Schuft, desto mehr kann er sich auf den Censor Fuchs verlassen. Alles was so einem Individuum nur irgend wehe thun kann, was es nur belästigt, das streicht dieser Ehrenmann, gerade wie ein Gensd'arm in Heidelberg eine arme Frau, die ruhig spazieren gieng, mit den Worten nach Hause jagte: „Daber gehört sie nicht," damit ja keiner von den reichen Spazier- und Müssiggängern durch den Anblick der Armuth in seiner Tagdieberei gestört wird. Ja, ja, die Polizei ist sehr besorgt für die Armen! Doch vergessen wir über der armen Frau unserer Freunde, des D. Hermes und seines fuchsigen Spiesgesellen nicht, die jagt kein Mensch

leider von den Spaziergängen, wo honnette Leute (nicht reiche Lumpen, denn die haltens mit ihnen) sich ergehen! D. Hermes hatte natürlich auch das tausendjähige Jubelfest empfohlen, das denn doch, zur Ehre Deutschlands sei's gesagt, nur von Pfaffen, den Universitäten mit ihren Professoren, Soldaten, Polizeidienern, Ministern und dem ganzen Troß der lieben Herren Beamten begangen wurde, während er, der lange Zeit in Köln am Rhein gelebt hatte, sich nicht scheute die Kölner wegen der Zusammenkünfte, die sie zur Veranstaltung von Festlichkeiten für ihre wackern Deputirten hielten, zu denunciren. Die einfache Bemerkung, die in einen zurechtweisenden Artikel einfloß:

„Ein rechtes Glück ist es aber, daß wir in Baden keinen D. Hermes haben; wie würde der uns schulmeistern; dem wäre die Verfassung noch lange nicht alt und vergessen, oder, was dasselbe heißt, nicht historisch genug, und Gott weiß, was er nicht Alles sonst noch für Dinge entdeckte!“

strich Herr Censor Fuchs; anderswo hieß es wegen des nemlichen Anlasses:

„in Köln wird man ihn mit Verachtung strafen und sich vielleicht der „allgemeinen preußischen Zeitung“ schämen, die ihre Spalten zur Verlästerung der einzig wahren Zeichen des Volksbewußtseyns hergiebt.“

auch das mußte fallen! Ein anderer Correspondent schrieb in derselben Angelegenheit:

„wir deuten bloß auf seine hämische Tendenz hin, um die Kölner auf die alte Zärtlichkeit aufmerksam zu machen, mit deren Beweisen ihnen jetzt für ihre langmüthige Bonhommie bei früheren Gelegenheiten gedankt wird. Den Kölnern geschieht damit Recht: discite moniti, laßt euch künftig keinen Sand mehr in die Augen streuen und würdigt die Personen bei Zeiten, wie sie es verdienen.“

und es hatten diese Zeilen gleiches Schicksal! Treuer hielten gewiß Castor und Pollux nicht zusammen, als Censor Fuchs mit einem mit dem er's gut meint!

Diese Freundschaft gegen D. Hermes erstreckte sich begreiflicherweise auch auf die „preuß. allgem. Zeitung,“ die denn auch wirklich wegen ihrer Gemeinheit gerade so viel Schutz verdient, als Jener. Sie hatte einst der „Mannheimer Abendzeitung“ eine Geschichte ange-

dichtet, (o sie lügt, wie gedruckt, und läßt sich furchtbar anlügen, darauf kommen wir noch zu reden!) und diese wollte ihr dann gehörig dafür dienen. Unter anderem sagte sie ihr:

Eine so vornehme Dame, wie sie, darf sich, so lang sie sich in Superlativen bewegt, zwar vieles gegen kleine Leute erlauben, worauf diese ihr dann nicht dienen können, wenn sie aber in gewöhnlichen bürgerlichen Dingen lügt oder verleumdet, dann schlägt der gemeine Mann der „Allgemeinen" auf's Maul und Niemand wird ihn wohl daran hindern. Daraus mag man dann seine Schlüsse ziehen.

und schloß den Artikel mit einem einfachen „Pfui!" Das war schlecht gerechnet: Herr Fuchs weiß mit einem einzigen Federstrich die Schande des Einen zu verbergen und die Ehre eines Andern zu vernichten. Bei ihrem ersten Debüt, es handelte von germanischer und romanischer Freiheit (!!), hatte sie einen solchen Unsinn und dabei doch so schlaue Gemeinheiten vorgebracht, daß man sie wohl ein wenig schütteln mußte; der Censor Fuchs stellte sich aber vor sie, hielt die Streiche ab, oder machte es geschickt so, daß sie nur flach auffielen, klapperten, aber nicht schnitten! O er ist ein pfiffiger Schinder, er drückt dem Kindlein, das er schinden will, immer erst die Kehle zu, damit es nicht schreit. Sehen wir die folgenden Zeilen, aus denen er die durchschossenen Worte strich. Die stehengebliebenen haben immer noch Sinn, aber welchen?

Sehen wir doch dieser deutschen Freiheit einmal etwas näher in's Gesicht. Sie soll sein: „das Recht eines Jeden, zu thun und zu lassen, was er will." Der Verfasser sagt selbst — und hier hat er einmal Recht — daß diese Auffassung der Freiheit bei unsern Vorfahren anfänglich jedes geordnete Staatswesen unmöglich machte. Dieselbe Auffassung ist es auch, die den Wilden zum Wilden macht, und es ist sonnenklar, daß ein Volk gerade in so weit gesittet, ein Staat gerade in so weit wohlgeordnet sein wird, in so weit die Einzelnen von jener rohen Auffassung der Freiheit sich entfernt haben, und zu der Erkenntniß gekommen sind, daß es ihre Pflicht ist, zu thun und zu lassen, nicht was sie, — was die Gesetze wollen, eine Erkenntniß freilich, die nothwendig von der weiteren vom Rechte des Einzelnen begleitet ist, bei der Entstehung dieser Gesetze irgendwie betheiligt zu sein. — Aber diese Consequenz ist es eben, die man in Preußen flieht, wie das Feuer, und um deren willen auch unser Verfasser al-

ein die gezwungene Unterscheidung von deutscher und romanischer Freiheit gemacht hat.

Vielleicht wäre es für seinen Zweck nicht unfruchtbar gewesen, weiter etwa den Unterschied von Preußischer und Oesterreichischer, von Lippe'scher und Reuß'scher Freiheit zu verfolgen.

Doch wir kommen noch zu viel Besserem und wollen uns bei D. Hermes nicht zu lange aufhalten. Zum Schlusse sei aber noch ein Stück aus einem Briefe aus Berlin vom 28. August, den alten Schelling und seinen jungen Sohn betreffend, hierher gesetzt, dessen Inhalt dann, wenn auch verblümt, in preußischen Zeitungen zu lesen war, den aber Censor Fuchs unbarmherzig mordete:

Die Jahrbücher wissenschaftlicher Kritik waren kürzlich ihrem Verscheiden nahe, da ihnen, nachdem die Hegelianer sich von ihnen losgesagt hatten und somit die einzige Autorität, auf die sie sich noch stützen konnten, erloschen war, die bisherige Ministerialunterstützung entzogen werden sollte. Da begab sich ihr Redacteur, Hr. v. Henning, zum Minister Eichhorn, um für ihre Erhaltung zu petitioniren. „Ein Journal, an dem Schelling nicht mitarbeitet, kann ich nicht unterstützen,“ sagte Hr. Eichhorn. „Gut, so will ich Hrn. v. Schelling darum ersuchen.“ Schelling aber, obgleich noch so sehr gebeten, lehnte jede Theilnahme an dem Journal ab, sagte aber endlich nach langem Besinnen, daß vielleicht sein Sohn sich dazu bequemen würde. Dieser Sohn, der noch Student ist, zeigte sich natürlich sehr bereit und Hr. v. Henning berichtete darauf dem Hrn. Minister, daß zwar nicht Schelling selbst, wohl aber dessen Sohn künftig mitarbeiten würde. „Das genügt,“ sagte Eichhorn, und die Jahrbücher bestehen fort.

Vom Rhein her kommen uns arge Klagen über die Censur zu. In Köln und Aachen hat nicht einmal das Factum der Confiscation der Edgar Bauer'schen Schrift mitgetheilt werden dürfen.

Was gibt es nun nach alle dem noch zu verbergen und zu vertheidigen: Offene Gewaltthaten, Betrug, ordinäre Schändlichkeiten, die Spielwuth, Verschleuderung von Staatsgeldern, alle Gemeinheiten deutscher Regierungen, Justizmorde? Sollte hierzu der Censor Fuchs auch behülflich sein? Versteht sich von selbst. Je schlechter desto besser! —

Dritte Schandgeschichte.

Wie der Censor Fuchs die Gewaltthaten, welche die anerkannten Feinde des deutschen Volkes, die Soldateska in Carlsruhe, der Hauptstadt des constitutionellen Großherzogthums Baden ungestraft und begreiflicher Weise auch ungehindert ausübte, in Schutz nimmt.

Daß man es in der großherzoglich badischen Familie etwas stark mit der Legitimität und Accidentien hält, ist aus frühern Daten bekannt, und um so begreiflicher, als außer ihr selber und gerade denen die davon leben, (als da sind Hofschranzen, Adels- und Offizierspack nebst Bagage, und der ganze Troß von Hof-Bäckern, Metzgern, Schustern und Schneidern rc., deren es in Carlsruhe eine Unzahl gibt,) kein vernünftiger ehrlicher Mensch für den ganzen Schund auch nur einen Deut giebt! In Baden kennt man sein Fürstenhaus, seine Genealogie, seine Hofchronik u. s. w., u. s. w. An diesem Hofe hatte denn auch ein gewisser Moritz von Haber, genannt Don Carlos-Haber vielerlei zu schaffen, welchen ehrsamen Beinamen sich der wackere Mann durch seine Bemühungen für den legitimen Thronprätendenten Spaniens erworben hatte! Ob die Verbindungen, die er am großherzoglichen Hofe hatte, überall das Gepräge der Legitimität trugen, wurde vielfach schon seit längerer Zeit bezweifelt, und ich glaube selbst Talleyrand, der Erfinder dieses gottverfluchten Princips würde sogar bei genauer Kenntniß der Sache, trotz seiner eigenen Vorliebe für allerlei libenswürdige Ausnahmen, darüber sich — zweideutig ausgesprochen haben. Genug das großherzogliche badische Offizierkorps, der Wächter dieses Princips innerhalb der Grenzen des badischen Reiches und der Ehre des badischen Hofes hatten sich durch den Markgrafen Wilhelm überzeugen lassen, daß es sich für einen Juden wie v. Haber, obgleich baronisirt und als Legitimitätsjude gebrandmarkt, nicht gezieme seine legitimistischen Bestrebungen über die Grenzen des Geldwuchers rc. rc. hinaus auszudehnen, und daß der Jude v. Haber für das Ueberschreiten dieser Grenze exemplarisch zu bestrafen sey! Das Offizierspack (badische constitutionelle Bürger!!!) ließ daher durch

seine Bedienten, durch bezahltes Gesindel, einen absichtlich am Tage der Schlacht aus dem Gefängniß entlassenen Sträfling Namens Muckenschnabel an der Spitze, (Huren trugen die Steine herbei) v. Habers Haus nächtlicher Weile zerstören, und bewies so durch die That, daß wenn es gilt man trotz Constitution, Eidschwüren, Justiz und der ganzen Deputirtenkammer heute auch wie von jeher Gewalt über Recht kann gehen lassen. Doch die saubere Geschichte mußte ein Mäntelchen haben. — Man wollte v. Haber, der ein ganz anständiger Lump gewesen wäre, wenn er nur nicht nach Judenpech stank, durch christliche Ehrbegriffe zur Raison bringen, d. h. vom Hofe entfernen, und es entspann sich bei dieser Gelegenheit ein Duell zwischen einem bekannten Raufbald Oberlieutenant von Goeler und einem Russen Verefffin, wobei glücklicher Weise sich beide gegenseitig erschossen! Man benutzte dies Duell aufs trefflichste, um es als Grund einer Aeußerung der Volkswuth gegen Moritz von Haber, der es veranlaßt haben soll, und etwaige Emancipationsgelüste der badischen Deputirtenkammer hinzustellen, und reussirte natürlich, da Censor Fuchs und seine Genossen jedes Wort streichen mußten, das den wahren Zusammenhang auch nur ahnen ließ. Censor Fuchs strich demnach alle Artikel der „Kölner Zeitung" so oft ihm der Redakteur „der Mannheimer Abendzeitung" einen zur Nachcensur vorlegte, welche über den Vorfall auch nur einiges Licht warfen, und da sie dort zu lesen sind, werden sie hier nicht mehr abgedruckt. Allein zwei Original-Artikel der „Mannheimer Abendzeitung," von denen der Redakteur hoffte, sie würden passiren, weil sie doch die Hauptsache nur errathen ließen, und die Censor Fuchs theils aufs schamloseste verstümmelte, theils ganz strich, sollen, hier wenigstens sicher vor seiner brutalen Gewalt, ihre Stelle finden. Die mit Gänsefüßchen bezeichneten Stellen des ersten Artikels sind gestrichen.

Karlsruhe, 7. September. Daß die „Mannheimer Abendzeitung" bis jetzt sich nicht manchen andern Blättern in Veröffentlichung des Scandals zwischen dem Lieutenant v. Göler und dem Moritz v. Haber anreihte, wurde mit Recht gebilligt, „da man in der That nicht begreifen konnte, wie sich ein würdevolles „öffentliches Blatt dazu hergeben mochte, seine Spalten einem solchen Gegen„stande zu widmen. Wie sehr erstaunten wir aber in Nro. 206 zu ersehen, wie

„die „Abendzeitung" sich in die Arme des „Frankfurter Journals" geworfen „und damit begonnen hat, statt diese Sache nun ernsthafter geworden ist und „jetzt allerdings öffentlich besprochen werden sollte, etwas genauer zu prüfen, „eine ganz einseitige Darstellung aus jenem Journale zu entlehnen. Ja! das „Duell ist vollzogen, es ist aber auf eine Art vollzogen, die keinen Glanzpunkt „in den Annalen der Geschichte Karlsruhes bilden wird. Nicht genug, daß man „von Polizeiwegen die öffentlichen Ausfälle und Verabredungen des stattzufin- „denden Zweikampfes duldete, nicht genug, daß keinem der Censoren jener „Blätter es in den Sinn kam zu erkennen, daß die Verabredung der Verübung „eines Verbrechens, als welches nach unsern Gesetzen das Duell erscheint, „sich nicht für öffentliche Blätter eignet, so wurden außer diesen auffallenden „Unterlassungen auch noch Handlungen verübt, welche der Öffentlichkeit nicht „vorenthalten werden dürfen." Wir wollen hier nicht untersuchen, auf welcher Seite das Unrecht ist, ob auf der Seite des Lieutenants v. Göler oder des Moritz v. Haber. Jener hat den Ausspruch eines sogenannten Ehrengerichts erwirkt und Dieser hat unter dem 31. August d. J. eine belegte Darstellung des Vorfalles zwischen ihm und dem v. Göler der Presse übergeben. Was von dem Einen und von dem Andern zu halten ist, bedarf keiner Erörterung. So viel ist gewiß, daß v. Haber ohne Schutz war, und daß der in Baden sich aufhaltende Russe Verefkin deßhalb auf eine entschiedene Weise die Partei desselben ergriff, in dessen Folge das Duell zwischen ihm und dem v. Göler am 2ten dieses Monats vorfiel. Ueber den Verlauf jenes Duells spricht sich jener Artikel aus dem „Frankfurter Journal" aus, dem aber der Vorwurf gemacht werden muß, daß sich der Einsender auf Kosten des Verefkin der Person des v. Göler zu eifrig angenommen hat. Warum ist in jenem Artikel nur von Seiten des Lieutenant v. Göler erwähnt, daß er sich ehrenhaft benommen habe und ihn keinerlei Vorwurf treffen könne? Warum ist das Benehmen Verefkin's übergangen? Warum ist übergangen, daß nachdem die Pistole des v. Göler zum wiederholten Male versagt hatte, Verefkin selbst es war, der seinem Gegner seine eigene Pistole von freien Stücken abtrat, und daß dieser dann damit denselben niederschoß, und warum ist endlich übergangen, daß, wenn v. Göler so wie sein Gegner Verefkin wäre bekleidet gewesen, die ihn zuerst getroffene Kugel dieses Letztern es ihm höchst wahrscheinlich unmöglich gemacht hätte noch einen Schuß nach demselben zu richten? Es ist nicht anerkannt, daß wenn Verefkin nicht seine eigene Pistole dem v. Göler abgetreten hätte, diesem letztern es nach wenigen Augenblicken nicht mehr möglich gewesen wäre, den Schuß des Verefkin zu erwidern? Alles dieses hätte der Correspondent des „Frankfurter Journals" nicht verschweigen sollen, wogegen es auf der andern Seite wohl am Platze gewesen wäre, nicht noch darauf aufmerksam zu machen, daß eine Anzahl Personen eines und desselben Standes „glaubten, es könne in

„der öffentlichen Meinung darauf auch nur das geringste Gewicht gelegt wer„den, wenn sie sich den Namen eines sogenannten Ehrengerichts beilegen und „einseitig auf den Vortrag ihres Standesgenossen hin, ohne daß der Gegner „zu Besetzung dieses Gerichts mitgewirkt hat, ja ohne daß er nur über die „gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen gehört wurde, einen Ausspruch thun „über sein heiligstes Gut — seine Ehre. Es wäre in der That abentheuerlich, „wenn man dem Ausspruche eines solchen sogenannten Ehrengerichts irgend „eine Folge beimessen wollte und man möge sich deßhalb auch bei der Ver„sicherung beruhigen, daß derartige Demonstrationen keine sonderliche Wir„kung hervorbringen.

„Vereffkin blieb auf dem Platze und v. Göler ist an der Kugel, mit welcher „er schon getroffen war, als er mit der eigenen Pistole seines Gegners den„selben niederschoß, am zweitfolgenden Tage (Montag den 4.) gestorben. Im „höchsten Grade auffallend muß es aber erscheinen, daß die Polizei in Baden „den Leichnam des erschossenen Vereffkin, als derselbe in der Nacht dahin zu„rückgebracht werden sollte, nicht einließ, so daß die Freunde dieses Verun„glückten noch des Nachts erst eine Stätte suchen mußten, wo sie die Leiche „wenigstens niederlegen konnten, was dann zu Rastatt geschah. Man ist ge„spannt auf die Rechtfertigung der Badener Polizei wegen der Zurückweisung, „so wie man gespannt ist zu erfahren, wie alle diese Ereignisse gleichsam unter „den Augen der Polizei sich zutragen konnten.

„Mit dem Tode dieser beiden Duellanten hat sich aber das Drama nicht „geschlossen, sondern es wurde diese Sache benutzt, um eine weitere Scene „herbeizuführen, welche ein betrübendes Bild unseres Rechtszustandes darstellt. „Gestern Nacht wurde das Haus der Haber'schen Familie angefallen, die Thüren „und Fenster eingeschlagen, alle mögliche Excesse im Hause verübt, alles was „unten zu zerstören war zerstört, Schränke, Kisten erbrochen, alles was sich „in denselben befand, nebst Uhren, Spiegel, zu den Fenstern hinausgeworfen „und geplündert. Man wird fragen, wie dies möglich sei, da ja doch die „Polizei hätte einschreiten sollen und das Militär dazu berufen ist, nöthigen„falls Hilfe zu leisten? Der Verlauf der Sache wird die Antwort geben.“

Den hier folgenden Artikel, der nur darauf berechnet war die Leute zum Nachdenken über die Greuelthat, deren Schauplatz das v. Haber'sche Haus war, aufzustacheln, strich natürlich der Censor Fuchs ganz. Es galt ja eine Gesetzwidrigkeit, ein Hohnsprechen der Verfassung durch Hof, Adel und die privilegirten Feinde des Volkes, die Offiziere, zu beschönigen und zu vertuschen: da wußte sich Herr Censor Fuchs vor lauter Streichungswuth nicht mehr zu fassen — und hätte er die ganze

Constitution, alles was Recht und Gesetz heißet, damals vor sich gehabt, er hätt' es gestrichen mit einem Strich! Nur die Memoires der beiden überlebenden Lumpen, des Herrn M. v. Haber und des Herrn v. Sarachaga, durch welche die Hauptsache in den Hintergrund trat, blieben stehn, und es wurden, ich erzähle es nicht zur Ehre des Bürgerstandes, davon vier Auflagen vergriffen! Wer heißt Euch denn die Beschreibungen von den Hetzjagden adeliger Buben, von ihren Ehrenkämpfen lesen, — Ihr, die Ihr wißt, daß sie Euch selbst jeden Augenblick für ehrlos erklären können, wie sich sechse von ihnen zusammenthun, und daß Ihr vom Staat dagegen nicht geschützt seid? schämt Euch! Brave karlsruher Bürger haben öffentlich erklärt, an diesen Gemeinheiten hätten sie kein Theil — waren dabei auch die Hof-Schneider, Schuster, Sattler und wie die Hof-A....kriecher alle heißen? Diese hoffentlich haben auch die adeligen Memoires studirt! — Doch um auf unsern Balg zurückzukommen, der Censor strich den folgenden Artikel vom ersten bis zum letzten Wort.

Karlsruhe, 12. September. Das hiesige Attentat bietet selbst für den, der den genauen Zusammenhang aller dasselbe hervorzurufen gemachten Verhältnisse nicht kennt, in seiner äußern Erscheinung so viel Stoff zu ernstem Nachdenken, daß es fast überflüssig ist, sich auf die Episoden einzulassen, die dabei eigentlich die Hauptsache sind! Man weiß nur von einem hochadeligen Ehrengerichte und dessen Decreten, von einem Duell zwischen zwei Militärs von Adel, des Hrn. v. Göler und v. Vereffkin, von dessen unglücklichem Ausgang, dann von einer Demolirung des Hauses eines christlichen (?) Banquiers des Hrn. von Haber, wobei Militär und Polizei alles mögliche thaten, um eine Wiederholung (!) dieses Vorfalls, sowie einer sich zu gleicher Zeit manifestirenden Demonstration gegen die Judenemancipation zu verhüten; man weiß, daß die Großfürstin Helena schnell aus Baden abreißte, man weiß auch endlich von manchen legitimistischen Bestrebungen und Aktionen des Banquiers von Haber, sowie daß dieser Mann jetzt eingezogen ist, und füllt die Zwischenräume aller dieser Begebenheiten theils mit Klatschereien, theils mit vornehmen Niäserien aus, — und das vollständigste Bild, das man sich dann am Ende daraus zusammensetzen mag, gleicht am Ende so einer Versailler Affaire aus der besten Zeit Ludwigs XV. Die hiesigen Bürger sehen sich verdutzt einander an, und fragen sich 14 Tage nach dem Verfassungsfest, dieser Demonstration zu Gunsten eines geregelten Rechtszustandes: haben wir einen solchen Gewaltstreich begangen? Nein das ist nicht möglich, wir stellen es in Ab-

rede; andere, die sich ihrer Handlungen besser bewußt sind, hängen dem Dinge das populäre Mäntelchen der Judenfeindschaft um; natürlich fragt man dann: weil sich zwei adelige Offfziere gegenseitig erschossen haben, sollen dafür die Juden getödtet, d. h. als Sühn-Opfer fallen, oder deren Häuser zerstört werden — und was geht ein solches adelige Duell Bürgersleute an, die doch keine Cavaliersehre haben, denen am Ende bei Gelegenheit auch acht oder zehn adelige Offiziere, die sich als Ehrengericht constituiren, die Ehre absprechen — und so fragt man fort und kommt nicht an's Ende. Höchst merkwürdige Hindernisse stehen dann der Beantwortung entgegen, wie Niemand besser weiß, als Sie.

„Doch den Michel, den schläfert ihr nie wieder ein!“

So singt Professor Hoffmann von Fallersleben, und alles was der singt, soll ja wahr sein! —

Da es mir nicht um eine genaue detaillirte Darstellung der Sache, sondern nur darum zu thun ist, zu beweisen, daß der Censor Fuchs alle Schandthaten unterstützt und birgt, so habe ich es z. B. unterlassen zu erzählen, wie denn im constitutionnellen Baden, in dessen Verfassungs-Urkunde der 13. Paragraph so lautet:

„Eigenthum und persönliche Freiheit der Badener stehen für alle auf gleiche Weise unter dem Schutze der Verfassung.“

(der Censor Fuchs strich diesen Paragraphen, denn er denkt er ist grade so unnütz wie der gleichbezifferte Paragraph 13 der Bundesacte! Lustig!) hinten nach Herr von Haber, dessen Haus ja zerstört wurde, zu seinem Rechte kam! Ja, das ist so eine Sache — er wurde eben als Anstifter des besagten Duells auf einige Tage (vier) noch dazu eingesperrt, und zieht mit seiner Familie aus dem Großherzogthum! So, — jetzt wollen wir an eine andere Schurkerei gehen! — Vivat der Censor — der Teufel macht alles quitt!

Vierte Schandgeschichte.

Wie der Censor Fuchs außer den großen Schlechtigkeiten die er auf seinem Gewissen (?) hat, auch noch eine Menge kleinere Bubereien begeht. (Ein Capitel zur Erheiterung.)

Natürlich gibt es außer der bekannten Censurverordnung noch eine Menge heimlicher Specialinstructionen, junge Steckbriefchen, die das Ministerium den Gedanken nachschickt, Billets d'Amour die Herr Fuchs von den Herrn Professoren in Heidelberg, von einzelnen Beamten ꝛc. ꝛc. erhält, mit der Bitte gewissen ganz unbedeutenden Artikelchen, die ihm vor die Augen kommen möchten, ganz leise die Gurgel umzudrehen; und das geht alles mit der Eisenbahn so schnell, daß kaum eine Gemeinheit begangen ist, Herr Fuchs auch schon den Mantel der Liebe zugesendet erhält, um ihn darüber zu decken! Aber das Meiste thut der Censor Fuchs gewiß aus reiner Privatwollust und Censorengier. So glaub ich bestimmt, daß er z. B. noch nie beauftragt wurde Gänsefüßchen zu streichen — Ihr lacht? — Das thut der Censor Fuchs, — und Fragezeichen, und Spatien bei durchschossenen Worten und Ausrufungszeichen sind ihm ein wahrer Gräuel! Er denkt sich dabei: wenn das Alles auch noch keine Gedanken sind, und sich mein Schinderamt eigentlich darauf nicht erstreckt, so können sich doch andere Leute vielleicht darüber Gedanken machen — und dieses im Voraus zu verhüten, das Kind schon als Embryo morden zu können, — das ist doch auch etwas werth! Das ist Censoren-Humor! Juchhe! Aber ich muß ja alles beweisen. Es hieß in einem Artikel von Mannheim 22. Juli, der gegen eine schamlose Aeußerung der „Oberpostamtszeitung" in Betreff der bekannten von Herrn D. Ruge gegebenen Erklärung, wegen einer Fortsetzung der deutschen Jahrbücher gerichtet war, Herr D. Ruge habe dadurch doch keinen Hochverrath am „Gesammtvaterland" begangen ꝛc. ꝛc. Censor Fuchs streicht die Gänsefüßchen („"). Warum? Hat er wohl noch so viel Schaamgefühl gehabt, einzusehen, daß in diesen Gänsefüßchen eine gerechte Entrüstung ausgesprochen ist über die neue Terminologie, die man zur Uebertünchung unserer tiefen Gefallenheit vor allen anderen Völkern seit 1840

erfunden hat? Daß wir kein Vaterland haben, wohl aber ein „Gesammtvaterland", aus dessen einzelnen getrennten Vaterländern der deutsche Mann wie ein flüchtiges Stück Wild gehetzt werden kann? Klang das Wort aus den Spalten einer liberalen Zeitung wirklich wie Hohn, während es andere hündische Blätter mit lügnerischem Pathos gebrauchen. Und „die deutsche Einheit", „das landesväterliche Herz dieses ächt deutschen Königs", „Deutschlands Gesammtehre", „das preussische Obercensurgericht", „die schwarz, roth, goldene Flagge", „die deutsche Walhalla", „der Kölner Dombauverein", werden diese wenige Worte nicht trotz Censur, und jenes Gänsefüßchenmordes einst dem Geschichtschreiber sagen, welch elendes Volk wir waren, wie feil unser Enthusiasmus, wie erlogen unser National-Pathos war, wie eine ganze Generation ein einziger Theaterheld auf einem Thron in einen wahren Veitstanz von Bewunderung bringen konnte? Ein Freund meines Vaterlandes bin ich, der wüthendste Feind aber des „Gesammtvaterlandes" und von dessen gottverfluchten Erfindern. —

Der Censor Fuchs strich aber auch Fragezeichen und Ausrufungszeichen. Es wurde in die „Mannheimer Abendzeitung" ein Artikel aus der „Kasseler Zeitung" aufgenommen, worin es unterm Datum, Hannover, 20. Mai hieß, daß, nachdem das Bürger-Vorsteher-Collegium die Ungnade des Königs fast auf sich geladen hätte, und er ihm sogar mit einer Criminaluntersuchung gegen den ganzen Magistrat gedroht habe, demselben nur (?!?) übrig blieb, den Wünschen seines Königs nachzukommen. Die ?!? hatte der Redakteur der „Mannh. Abendzeitung" eingeschaltet, — aber der Censor Fuchs strich sie. Dazu kein Commentar. — Es gibt Kerle die sind noch ein bischen schlechter als der Censor! Es lebe der König von Hannover hoch!

Zu einem ganz unschuldigen Artikel über das Verfassungsfest, deren so viele damals gedruckt wurden, und welcher also begann:

> Kehl, 17 August. Schon glaubten wir, daß in Kehl selbst der für jeden **wackern Bürger** des Landes so wichtige Tag des Verfassungsjubiläums nicht gefeiert werde, als endlich, wiewohl spät, der Gemeinderath sich entschloß, auch hier ein Fest einzuleiten.

machte er am Rande die Bemerkung: es müßten die Worte „wackern

Bürger" gleichmäßig, d. h. nicht durchschossen gedruckt werden. Das nennt man in der Schindersprache, faire la toilette; der Censor Fuchs versteht das! — Der Censor Fuchs duldet nicht, daß man dem Badener Spielwolf, dem Schooßkinde der badischen Aristokratie, dem Herrn Benazet seine wirklichen Titel, „Oberstlieutenant und Ritter der Ehrenlegion" beilegt; daß man seine Concurrenten in Wiesbaden und Homburg die „wackern" und „edlen" Herren Chabert und Blonde titulirt; aus besonderer Hochachtung vor diesen Herren streicht er die Beiwörter! Es versteht sich von selbst, daß der Censor Fuchs die noblen Passionen der deutschen Potentaten in Schutz nimmt; namentlich findet er es sehr fürstlich, daß der alte Churfürst von Hessen, der für das schwere Geld, das er von seinem Lande zieht, es nicht einmal selbst brandschatzt, sondern es einem wahren Pascha überläßt, den Schweiß und das Blut „seiner" Hessen am Spieltische vergeudet. Er streicht deßhalb den folgenden gar sehr verblümten Artikel:

Vom Taunus, 31 Juli. Unter den hiesigen Spielern zeichnet sich besonders ein eben so geldreicher, als seinem gesellschaftlichen Range nach hoher Herr aus, von dem man sagt, er habe alljährlich die Summe von 100,000 bis 120,000 fl. dem Spielvergnügen überwiesen. In frühern Jahren kam dieser Betrag fast ausschließlich dem Spielbankpächter zu Baden-Baden zu gut; indeß soll Hr. Benazet diesen ausgezeichneten Kunden ganz ohne sein Verschulden und lediglich in Folge einer Wohnsitzveränderung verloren haben, und in diesem Jahre nehmen an demselben die Spielbankpächter zu Homburg v. d. Höhe, Wiesbaden, Bad Ems und Langenschwalbach Theil. Vorbenannte Summe fließt aus einer zu reich gefüllten Kasette, (aus dem Beutel des Volks) um daß deren Abgang, so bedeutend solcher auch ist, eine fühlbare Lücke in derselben verursachen sollte.

Aus Rheinhessen, Mitte Septembers schrieb ein Correspondent einen Artikel, der also begann:

Auch in Oppenheim sind die guten Leute in der romantischen, erdvergessenen Schwärmerei befangen und geblendet, daß sie zur Fortsetzung der bereits seit Jahren begonnenen theilweisen Herstellung ihrer Katharinenkirche Beiträge erflehen wollen.

Der Censor Fuchs schindet das Wort „guten" heraus; aus Paris, am 2. September schrieb Jemand, die Hofschranzen hätten bei Sout-

hampton ihre Kleider ausgezogen und sie in den Koth geworfen, damit die Königin sauberen Fußes in ihr Schiff einsteigen könnte, — der Censor Fuchs ersetzt das Wort Hofschranzen durch Hofleute! Gott steh' mir bei! Ein anderer schreibt aus Paris, vom 30 Juli:

Herr Guizot habe es dahingebracht „daß Espartero, ein Mensch, der nicht aus dem Holze geschnitzt ist, aus dem Könige und Regenten gemacht werden," den Platz räumt, den eine Fürstin aus Ludwigs XIV. Geblüte würdiger einnimmt;

— gestrichen; ein anderer sprach vom „buhlerischen" Auge der Königin Christine, — gestrichen; ein anderer schrieb von der Thronrede der jungen spanischen Königin:

Sie gebraucht ganz die „faden abgedroschenen" Redensarten, die im alten Königthum Mode waren.

Die „faden abgedroschenen" Redensarten liebt zwar sonst der Censor Fuchs, allein in diesem Zusammenhange kein Pardon! Ein Artikel aus Paris, vom 13. August begann:

Die „herrliche manneswürdige" Rede, wegen deren die oben erwähnte Katastrophe über den Magistrat von Mans hereinbrach, lautet folgendermaßen: ꝛc.

Der Fuchs zittert vor jedem herrlichen manneswürdigen Wort, drum strich er es — es stehen aber im Wörterbuch der Deutschen auch noch herrliche manneswürdige Thaten — die lassen sich nicht streichen, er soll von Glück reden, wenn eine solche nicht seiner Lotterseele den Garaus macht!

Wollt Ihr noch mehr von den kleinen Taschendiebereien und Escamotagen des Censors Fuchs? Ich will noch ein halb dutzend erzählen, in vier Monaten seiner Mordhanthierung kamen ebenso viele hunderte vor.

Also weiter. In einem Auszuge, den der Redacteur der „Mannheimer Abendzeitung" aus den Preßdebatten am rheinischen Landtage gab, wurde auch erwähnt, der Ausschußreferent habe sich dadurch ein großes Unrecht

zu Schulden kommen, daß er in seinem Referat nicht auf die Ansicht der Mehrheit des Ausschusses baute, (acht Stimmen waren für zwei gegen Preßfreiheit,) sondern darin bloß die der Minorität aussprach.

und es habe diese Unredlichkeit Anlaß zu einer heftigen Debatte gegeben. Der Censor Fuchs strich die Worte: „diese Unredlichkeit“, und setzte dafür: „dieses Verfahren.“

Aus Kurhessen schrieb Einer was dort Alles verboten werde und schloß mit folgendem Satze:

Wenn nicht finanzielle Rücksichten die landesväterlichen Gesinnungen überwägen, so könnten wir es sonst auch erleben, daß das viel später erlassene und gesetzlich nicht aufgehobene Verbot der Kleiderstoffe von Seide und Sammet für den Bürger- und Bauernstand auch erneuert würde;

der Censor Fuchs setzte aus besonderer Vorliebe für den Landesherrn, der die Stockprügel neuerdings wieder einführte, an die Stelle der Worte: „die landesväterlichen Gesinnungen überwägen“, „obwalten.“

Man hatte aus Berlin vom 20. Juli berichtet:

Das erste Urtheil des Obercensurgerichts ist sehr liberal ausgefallen! Es betraf die Biographie des bekannten Staps, der ein Attentat auf Napoleon wagte, die im Verlag des breslauer Lesecabinets erscheinen soll; der Censor, wie der Staatsprokurator hatten darin Weglassung mehrerer Stellen beantragt, „welche von Tyrannenmord handelten, indem sie eine „Mißdeutung“ befürchteten. Das Gericht „persiflirte diese Mißdeutung aber sehr sarkastisch“ und gab die vollständige Herausgabe dieser Schrift frei. Wenn alle Urtheile desselben diesem gleichen, dann können wir uns freuen, wir haben dann wirklich ein unabhängiges Gericht für die Presse gewonnen, und ich will gern mein Unrecht gegen dasselbe, indem ich wegen der Antecedentien einiger Mitglieder Mißtrauen hegte, bekennen.

Der Censor Fuchs strich die mit „“ bezeichneten Stellen. Das Obercensurgericht überhaupt, diese größte Schmachanstalt, die man je mit dem Namen des Rechtes in Verbindung brachte, ist dem Censor Fuchs ein heiliger Areopag! Natürlich ein Collegium von Henkern, wo man den Geist nach Principien und Paragraphen schindet!!

In einem Artikel aus Mannheim vom 4. Juli hieß es beiläufig: wie ja aus ähnlichem Grunde auch die „Deutschen Jahrbücher“ seien zu Grunde gerichtet worden, doch der Fuchs übersieht nichts, er scharrte die mißliebigen Worte aus, und setzte an deren Stelle: verboten wurden. — Aus einem Berichte aus Wiesbaden vom 8. August streicht er alle mit Gänsefüßchen bezeichneten Worte:

Wiesbaden, 8. August. „Der große Geldmann in Frankfurt hat wieder einen souveränen Streich ausgeführt, wobei schmähliger Eigennutz und Rachsucht die Motive abgaben.“ Wir kämpfen so hartnäckig gegen alles Uebergewicht, wo es nicht durch das Talent und die Gesinnung gerechtfertigt erscheint; — fangen wir auch an die Operationen der lebendigen Geldklumpen mit ihren Polypenarmen zu überwachen, und sie rücksichtslos zu strafen und bloszustellen, wenn sie einen geistigen Druck, eine, die Mittelklassen belästigende Präponderanz ausüben. Wir haben dann wenigstens nicht den Vorwurf zu hören, daß wir in unserer Bosheit parteiisch wären. Ein gewisser hiesiger Banquier B. wußte recht wohl, daß die nassauischen Treforscheine nur hier an Chabert's grünem Tisch und an den öffentlichen Kassen vollen Curs hatten; er kaufte sie daher in den Nachbarstädten, „die auch eben so viel Nachbarländern angehören,“ auf, und ließ sich solche im Inland, wo sie vollgüllig sind, auswechseln. Der speculative Mann mochte wohl „dem“ Frankfurter Geldmenschen einmal auf den Fuß getreten haben, oder dieser Letztere hatte vielleicht auch nur besondere Verpflichtungen „gegen den Herzog von Nassau,“ kurz er erklärte, daß er an seiner Kasse von nun an die nassauischen Treforscheine al Pari annehmen werde. Mit Recht verwunderte man sich über solche Großmuth, da man im Publikum die geheimen Gründe, z. B. daß durch dieses Manövre dem schlechten Papier aufgeholfen werde ꝛc., wohl ahnte, nicht aber die sonstigen „Rache“pläne um B's Speculationen zu verderben, genau kannte! Da auf einmal fallen die preußischen Thaler bedeutend im Curs, und an der großen Kasse wechselt man das schlechte nassauische Papier ein — nur gegen preußisches Geld, das man die Inhaber der Treforscheine natürlich für voll zu nehmen zwingen kann — die Großmuth ist zum Teufel „und die Rache hat an der Habsucht eine würdige Schwester gefunden.“

Warum that das der Censor Fuchs? Was geht den Censoren Fuchs der Jude Rothschild an, der Banquier, der jüdische Banquier in Frankfurt, der er doch jüngst erst der Zerstörung eines jüdischen Banquierhauses in Karlsruhe das Wort geredet? Wo liegt das Princip? Ah, was Princip, lauter Halsabschneiderei! heute ist ein todter adeliger Hund ein Heiliger, morgen ein lebendiger adeliger Mörder ein Held. — Tschupp, tschupp, tschupp! Mir ist diese Devotion und Anerkennung der Verdienste des Herrn Baron von Rothschild um's teutsche Vaterland sehr begreiflich: Rothschild und unsere Potentaten plündern unsere Taschen, die Potentaten behalten die Taschen und Rothschild hat das Geld; dann leiht Rothschild den Potentaten

das uns gestohlene oder mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß gesetzmäßig abgenommene Geld — die großen Herren machen Schulden, die wir selber am Ende doch wieder zurückbezahlen müssen! Das ist eine potenzirte Schlechtigkeit. Die Schulden, die andere machen, müssen wir bezahlen; das Geld, das sie entleihen, hat man uns aber vorher schon gestohlen. Ist das nicht eine wahre Fickmühle von Gaunerei, und die sollte der Censor Fuchs nicht in besondere Affektion nehmen? Wenn man davon anfängt zu reden, was und aus welchen Rücksichten Hr. Fuchs streicht, so ist an kein Ende zu kommen. Aber ein Paar von seinen Hauptstückchen müssen doch noch erzählt werden. Der Censor Fuchs, aus Furcht sich die Pfoten zu verbrennen, denn er hieße, seinem Muthe nach ihn zu taufen, viel besser Haase, strich folgende Stelle aus einem Briefe Seiner Majestät des Königs von Baiern (hört! hört!), die im „Kölner Domblatt" stund, und die der Redacteur der „Mannheimer Abendzeitung" aus Jocus und Freude an dem königlichen Briefsteller abdrucken ließ:

„Vorgestern erhielt Mein Gesandter in Frankfurt von Mir den Auftrag, seinen Collegen ihn vorzulegen, nämlich den Vorschlag zu einem Kölner-Dombau-Verein der Deutschen Bundes-Mitglieder, der Ich Mich verbindlich mache, wenn er zu Stande kommt, (außerdem freilich nicht) so lange er bestehen wird, auf Meine Lebensdauer des Jahres Zehntausend Gulden aus Meiner Cabinetskasse beizutragen."

Natürlich meinte er, der Brief sei erfunden, wie dies viel pfiffiger der Frankfurter Censor auch geglaubt hätte, der in vergangenen Jahren das schöne Gedicht Hoffmann's:

„Mein Vaterland betrachtend,
„Zerstücklung stets verachtend," rc.

unter der Firma des baierischen Ludwigs ausfliegen ließ! Das wäre eine Freude, wenn die Censoren eine Zeitlang einmal der Meinung wären, alle königlichen, fürstlichen, prinzlichen Reden, Briefe, Gedichte, Niederkunften, Hochzeiten, Lustparthien, großmüthige Handlungen rc., seien erlogen, und strichen sie alle! Hat doch auch der Censor Lufft, wer kennt den Ehrenmann mit dem russischen Orden nicht? der „Allgemeinen Zeitung" ein wirkliches Gedicht Königs Ludwigs gestrichen.

Nun ein Gauner macht auch einmal einen Witz oder eine Sauerei; weil wir aber gerade bei den Gedichten sind, so will ich Euch auch zwei Piecen zum Beßten geben — von denen eines der Censor Fuchs strich, das andere nicht! Nach dem Versmaße von Hoffmann's von Fallersleben Gedicht: „Alles mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß," machten einige Mannheimer Bürger, welche die Carlsruher Revolution augenblicks verstanden, folgende Strophe:

Wer wird uns künftig noch der Feigheit überführen,
Dideldum, Dideldum, Dideldum,
Wer spräche so was aus, (bis)
Mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß demoliren,
Dideldum, Dideldum, Dideldum,
Wir selbst ein Banquierhaus. (bis)
:,: Die Obrigkeit beschützt die Ruh',
Ja ja, der Nation,
Und stellt die Wachen selbst dazu
Zur Revolution. :,:

Und die Strophe hat der Censor Fuchs nicht gestrichen? Nein — denn sie wurde ihm nicht vorgelegt — und bis jetzt hat er den Leuten immer noch nicht die Zungen aus dem Halse herauscensiren können — wer weiß, er lernt auch das vielleicht noch! Ein anderes Gedicht dagegen masacrirte er mit zwei mächtigen Kreuzhieben; es ist von Heinrich Heine an Georg Herwegh gerichtet, mit dem Motto: „Geben Sie Gedankenfreiheit, Sir."

Mein Deutschland trank sich einen Zopf
Und du, du glaubtest den Toasten,
Du glaubtest jedem Pfeifenkopf
Und seiner schwarz-roth-goldnen Quasten.

Doch als der holde Rausch entwich,
Mein theurer Freund, du warst betroffen, —
Das Volk so katzenjämmerlich,
Das eben noch so schön besoffen.

Ein schimpfender Bedientenschwarm
Und faule Aepfel statt der Kränze,
An jeder Seite ein Gensdarm
Erreichtest endlich du die Gränze.

Dort bliebst du stehen. Wehmuth ergreift
Dich beim Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebra sind gestreift
Und Seufzer dringen aus der Seele.

Aranjuez in deinem Sand
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Wo ich vor König Philipp stand
Und seinen uckermärk'schen Granden.

Er hat mir freundlich zugenickt,
Als ich gespielt den Marquis Posa,
In Versen hab' ich ihn entzückt, —
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa!

Mit welcher Wollust wühlte der Stift des Schinders Fuchs in diesen schönen Versen! — Er dachte: da morde ich zwei Geister zumal: Herwegh und Heine!

Immer weiter, es kommen noch mehr Späße! Der Censor Fuchs in Mannheim liebt auch keine Ironien; drum strich er folgenden Artikel durchaus:

München, 10 Sept. In unserer Stadt ist es jetzt äußerst still; kein Hof, keine Kammer, kein Ministerium, Alles in Urlaub, die Künstler auf Reisen, das gienge noch — aber auch kein Duell, kein Doppelmord, keine Revolution, keine Demolirung von Banquiers-Häusern, kein hepp, hepp! und kein Verfassungsfest — das ist wirklich langweilig und dumm! Bei Ihnen geht es doch lebendig zu, und es ist Abwechslung dabei: Sie feiern erst ein Jubelfest des gesicherten Rechtszustandes in ihrem Lande, und 14 Tage darauf werden die Häuser Ihrer Bürger zerstört; kaum sind die herrlichen Reden und begeisterten Toaste voller Humanität und Recht verklungen, gleich darauf die Folie davon, zwei Männer schießen einander „öffentlich" todt, „und der dritte, der nur daran Schuld sein soll, wird eingesteckt!" — Da muß es herrlich seyn, da möcht ich hin! — Bei uns dagegen, wie ich oben sagte: Im besten Vertrauen auf die Wohlgewogenheit des Königs „und der Minister" haben die Landstände unsre Stadt verlassen; die Minister sind eben so vertrauensvoll auf den Ordnungssinn unserer Bürger nach den „furchtbaren" Anstrengungen, „die Ihnen die Einstimmigkeit" der Kammer „verursachte," nach Italien gereist, und unser Volk wartet eben so vertrauensvoll auf ihre Rückkehr! Sagen Sie nun selbst, wo es schöner ist, ob Sie mehr Grund haben, sich hieher zu sehnen, als ich, mich zu Ihnen zu wünschen?

Ebenso diesen:

Vom Niederrhein, 23 Juli. Nicht etwa, wie man ausgesprengt hatte, die allzulebhaft geäußerte Anhänglichkeit der Rheinländer an ihre Rechtsinstitutionen, die etwa Mißfallen erregt hätte, oder das sonstige Verhalten des rheinischen Landtags, verursachte das Verbot öffentlicher Feierlichkeiten und Festessen zu Ehren der zurückgekehrten Volksfreunde, sondern es war bloß die feuchte und schlechte Erntewitterung, welche ein Mißjahr befürchten ließ, die unsre vorsorgliche Regierung bestimmte, der Verschwendung durch Verbote der Festessen vorzubeugen.

Aus Zürch vom 5. Sept. begann Einer den Bericht, das Gregor XVI. den Jesuiten Hoffnung gemacht habe, es seien mehrere der Schwierigkeiten gehoben, die der Ausbreitung ihres Missionsvereins entgegenstunden, mit den Worten: Heil dem Papst! Der Censor Fuchs ist protestantisch, er strich diesen Ausruf! In einem vorbereiteten Programme wegen gleichförmiger Feier des Verfassungsfestes in Baden (was der Censor Fuchs in dieser Beziehung strich, ist in des Deputirten Mathy Buch zu finden; es ist dort besonders bezeichnet) hieß es:

Bei dem hierauf folgenden Mahle wird, „wie sich von selbst versteht,“ der erste Toast Sr. K. H. dem regierenden Großherzog und Höchst dessen Familie dargebracht werden. —

Censor Fuchs dachte auch, daß sich das von selbst verstehe, und strich daher diese Worte. — Es schrieb ein Pfiffikus der aber nicht wußte was censiren heißt:

Von der Ober-Elbe, 14. Juli. Die böhmischen Bäder spielen in der Geschichte der modernen Diplomatie eine nicht unwichtige Rolle; denn hier wurde so manches politische Embryo, erzeugt in diesem oder jenem großen Cabinet, in beliebiger Gestalt einer diplomatischen Note und unter beliebigen Aufnahmen ans Licht der Welt gefördert, „die zu beglücken es bestimmt war. Auch Deutschland weiß davon ein Liedchen zu singen; und noch heute erfreut es sich der tiefsten Ruhe, der regelrechtesten Ordnung in Folge der vor fast einem Viertel-Jahrhundert erlassenen — Carlsbader Beschlüsse.“

Was wäre unser Fuchs ohne die Carlsbader Beschlüsse — er strich den Spaß. — Bei Gelegenheit der Exilirung des Fürsten Peter Dolgorucki berichtete derselbe Correspondent:

Die dem Fürsten Basil Dolgorucki bewilligte Entlassung von der seither bekleideten Hofstelle darf man wohl, ohne zu irren, dem etwas zu lebhaft

sich äußernden Interesse desselben für seinen nahen Verwandten zuschreiben. Indeß dürfte das Schicksal des Letztern, wie ihm näher befreundete Personen vermeinen, nicht allzu herbe sein, da er ganz in der Nähe des Selbstherrschers auf einen Gönner zählen darf, der ihn bei demselben zu vertreten die zartesten Motive hat. Man soll demnach in Petersburg der Zurückberufung des Fürsten Peter Dolgorucki um so eher entgegen sehen, als seine Gemahlin zu den berühmtesten Schönheiten dieser Residenz gehört und eine nur ungern entbehrte Zierde der dortigen Cirkel ist.

Censor Fuchs zerfetzte diesen unschuldigen Witz so, daß in dem ganzen Artikel kein Sinn mehr war! Er denkt dabei: Auf diese Art verhindere ich eine Revolution und der Quarck ist gut für die Canaille!

Von D. Frankel schrieb Einer aus Frankfurt am 12. Juni: die preußische Regierung habe ihn für seine Offenheit mit leeren Phrasen beschwichtigt! Censor Fuchs fand diese Ausdrucksweise nicht grammatikalisch richtig, und beliebte dafür zu sagen: „Mit unbestimmter Antwort!" Der Censor Fuchs ist ein Diplomat wie keiner! —

Es ist bekannt, welche schamlose Historie Anfangs August das „Frankfurter Journal" über Herwegh erfand. Ein Correspondent der „Mannheimer Abendzeitung" versetzte ihm dafür einige Rippenstöße, die dieses deutsche Blatt mit seinen achttausend Waschweibern von Abonnenten wie Honigbrod aufnahm, und schloß sein Loblied mit folgenden Worten:

Herwegh, als einem Mann der freien Presse, ist durch solche Gemeinheiten so gut, als durch den unritterlichen Angriff eines anonymen rheinischen Deputirten, Gelegenheit gegeben, zu zeigen, daß er, besser als Andere, gegen Preßangriffe durch noble Toleranz und Verachtung geschützt ist; denjenigen aber, die gegen die Männer der Freiheit „für den Lohn eines gnädigen Blickes die Gassenjungen und" Hetzhunde spielen, während sie an Andern nur mit dem Schwanz zwischen den Beinen vorüberzugehen wagen, muß doch die ehrenhafte Presse bei solchen Gelegenheiten nach Verdienst begegnen „und sie zur Warnung immer eines Fußtritts würdigen."

Herr Fuchs sekundirte aber — und die mit „ " bezeichneten Stellen trafen die Frankfurter Metze nicht! — Ich habe absichtlich so viel von diesen kleinen Bubereien erzählt, damit man sieht wie vor einem Censor auch der kleinste Gedankenspan nicht sicher ist; aber hundertmal so viel hätte ich noch zu erzählen! — Wenn Herr Fuchs noch ledig wäre,

dann möchte ich seine Berserkerwuth gegen jegliche freie Bewegung des Geistes noch menschlich finden; es giebt nun einmal Kannibalen unter den Menschen! Allein der Mann hat Frau und Kind — und schämt sich auch vor diesen nicht — nein das ist teuflisch!

Aber, Deutscher, sag' mir, bist du noch nicht zufrieden mit dem was ich dir bis jetzt bewiesen habe, mit den Niederträchtigkeiten die ein Mensch, der einen verklagt, wenn man ihn einen ehrlosen Wicht heißt, der also von sich behauptet, er habe noch Ehre im Leibe, Tag für Tag begeht, ohne sich vor den Setzern, Druckern und dem Verfasser oder Redakteur zu schämen, der die Schande doch sehen muß! Doch ich merke dirs an, du bist der kleinen, ignobeln Diebereien und Mausereien überdrüssig — du willst noch einige vornehme Capitalschlechtigkeiten hören! Das soll dir werden, — dann aber thue meinetwegen mit dem Censor, was du magst! Und wenn du meinst der Censor Fuchs von Mannheim wäre der schlechteste, so magst du das glauben. Ich „behaupte" dann der jetzige Censor der Königsberger Kriegs- und Friedens-Zeitung, der Herr St. Paul, Censor der gemeuchelmordeten rheinischen Zeitung und sein sauberer Nachfolger in Christo Jesu Reich Graf Eulenburg, die Leipziger Brut, kurzum die ganze Rotte seien — Censoren, und von denen ist der eine jedesmal so schlecht als die anderen zusammen. Das „behaupte" ich — Andere die es eben so gut mit dir meinen, sollen dir's dann auch beweisen!

Fünfte Schandgeschichte.

Wie der Censor Fuchs die schlechten Streiche aller deutschen Potentaten und ihrer Minister bemäntelt.

Die Censoren müssen doch wenigstens sehen, daß man sie controlirt, sie müssen es hören, daß man sie haßt und verabscheut, was sie dabei fühlen, ist mir gleichgiltig! Der Censor Fuchs wird das Bischen Preßfreiheit, das man hier in Frankreich genießt, bis in den siebenten Abgrund der Hölle verfluchen, vielleicht auch mich, aber streichen kann

er mich nicht, das thut ihm gewiß am wehsten. Allein was hilft das Alles, mein Deutscher, du willst noch einige schaurige Geschichten hören, vor dem Schlafengehen, damit du was zu träumen hast, und ich habe kaum mehr Raum dazu; denn das Büchlein das ich eben schreibe darf nur vier Bogen stark werden, damit es wohlfeil ist und damit du, Deutscher, es auch kaufst, und ich muß doch auch versprochener Maaßen noch erzählen, was für Lumpen unsere deutschen Zeitungsredacteure sind. Also laß mich's kurz machen! fangen wir mit Respect zu melden, bei Baiern an.

In diesem Lande besteht eine Constitution, d. h. der König sucht sich aus einer Masse von Deputirten die heraus, welche die wenigsten Stimmen und am meisten Stroh im Kopfe haben, gibt einem jeden in München alle Tage fünf Gulden zu verzehren, erlaubt ihnen die Steuern zu bewilligen, überzeugt sich davon daß sie es zufrieden sind, daß er in sechs Jahren nur 32 Millionen Gulden erübrigte, und nach eigenem Dessein verbaute 2c. 2c., befiehlt dann seinem Minister eine rührende Scene in der Kammer aufzuführen, wobei die Herrn von Abel und Seinsheim ein Duett vorweinen, und der ganze Chor von Flennelzen, Thon-Dittmer und Schwindel an der Spitze, einzufallen hat; schiebt dann dem Einen als Abschiedsgeschenk einen Cantonsarzt in die Tasche (D. Huber aus Neustadt an der Hardt kann davon erzählen) u. s. w. Der Censor Fuchs hält das zwar Alles für ein Ideal von constitutionellem Staatsleben, er will aber doch nicht, daß der gemeine Mann das wisse: Er streicht also Alles was ihm von Baiern vor die Feder kommt. Es war am 27. Mai als man das fünfundzwanzigjährige Jubelfest dieser Constitution feiern sollte. Früher feierte man es einmal in Hambach, seitdem man aber die Demagogie legitimirt hat, und die herrlichen Pfälzer, es sind Staatskerle, selbst ihre letzte Reliquie einstiger Gesunkenheit in die Hände ihres künftigen Herrschers übergeben haben — ist an der ganzen Constitution nichts mehr zu feiern, weßhalb Censor Fuchs dachte er müsse den folgenden Artikel streichen.

München, 27. Mai. Unser Jubiläumstag gieng ohne Jubel vorüber. Ein katholischer Gottesdienst und ein protestantischer, ein Festmahl an dem einige Prinzen, die Minister, die Landstände Theil nahmen, war alles was den bedeutungsvollen Tag bezeichnete, und nicht einmal so viel geschah in den

Hauptstädten der andern Kreisen. Das Volk kennt hier die Bedeutung dieses Festes nicht, und bekümmerte sich deßhalb auch nicht um dasselbe. Das Standbild des guten Königs Max Joseph, der den Münchenern unvergeßlich ist, war jedoch, wie das häufig geschieht, mit schönen Kränzen verziert, und mag wohl hie und da einen von denen die, wie Staatsrath von Hazzi sich ausdrückt, „damals das goldene Zeitalter nun wirklich gegründet, ja wie herangeflogen" betrachteten auf eine eigene Art an den 27. Mai des Jahres 1818 erinnert haben, wo unter Kanonendonner, Glockengeläute und Trompetenschall die Verfassung verkündet wurde.

Man tauft in Baiern alles um; der Rheinkreis heißt jetzt Pfalz, Hambach heißt Marburg, die Rheinschanze Ludwigshafen; bald werden die Bürger königl. baierische Unterthanen heißen! Die Neustadter werden dann ganz glücklich sein — und auf eigene Kosten auch noch Klöster und Kapellen bauen! Meine Herrn aus Neustadt ich schlage Ihnen einen Toast vor, stoßen Sie mit mir an: Es lebe die Freiheit hoch!!!

Hr. Censor Fuchs strich auch noch folgenden Artikel:

München, 2. August. Aehnliche Kammerverhandlungen über eine Ministeranklage, wie die unsern, sind ohne Zweifel in den Annalen constitutioneller Stände noch nicht vorgekommen. Man kann sich wirklich des Lachens nicht enthalten, wenn man nur die ganz neuen parlamentarischen Ausdrücke und Redeformen hört, die da von den wackersten Leuten sogar gebraucht werden. Die Worte Recht, Befugniß, Staatsrechte, ständischen Rechte fehlen ganz, dagegen gebraucht Friedrich z. B. die Worte Vertrauen, Vertrauensboden, Pflaster auf die Wunde, „sein Standesverhältniß und Herz habe eingewirkt, vom ihm solle keine Anklage gegen die Minister ausgehen," und gleich vorher repetirt er seine Worte, die er im Ausschuß vorbrachte: „Er erhebe aus persönlicher Hochachtung gegen die Herren Minister keine Anklage, keine Beschwerde, obgleich die Sache selbst beides rechtfertigen würde." Hr. D. Schwindel gebraucht wieder andere Ausdrücke: man dürfe mit einer Geliebten (den Ministern) mit der man sich eben versöhnt habe, nicht schon im Acte der Versöhnung zu schmollen anfangen, man müsse, da für Germersheim nur noch vier Millionen gefordert würden, in den sauern Apfel beißen 2c. Die Vereinbarung, die hierauf statt hatte, habe ich Ihnen bereits mitgetheilt, und ich beschließe nur noch, indem ich Sie auf die ungeheuchelten Ausdrücke der Freude unseres Herrn Ministers von Abel aufmerksam mache, über die Resultate der Verhandlungen, welche durch die Budgets- und Erübrigungsfrage hervorgerufen wurden.

Er strich ferner den Geist aus dem folgenden Berichte:

München, 5. Sept. Sie werden sich gewiß wundern, daß auf die alte Bitte um Aufhebung des Lotto's von Seiten unserer Stände die alte Antwort erfolgte: „Der Aufhebung des Lotto steht die ermangelnde Ermittelung eines ebenfalls indirekten eben so viel eintragenden Surrogats entgegen.“ Wenn man bedenkt, daß die übrigen indirekten Steuern in den letzten Jahren so bedeutend gestiegen sind, daß nach Ablauf einer Finanzperiode über mehr als 30 Millionen Erübrigungen zu verfügen (?) stund, daß also jährlich fast das dreifache des Reinertrages den das Lotto abwirft, aus gewöhnlich laufenden Quellen ersetzt wird, so kommt man darauf die Gründe wo anders zu suchen, als in dem mangelnden Surrogat! „Ich kann außer vielen andern und namentlich den rein fiscalischen Zwecken, sagte ein Deputirter, ihn nur in der beabsichtigten Wirkung finden, die dieses verderbliche Spiel auf das Volk macht.“ Das ist ein Dogma in der Volkspsychologie, daß ein Volk von Säufern und Spielern nie über seinen Zustand klar wird! —

Von vielen, vielen gemordeten Artikeln nur noch folgenden, der Einen aus der Reihe der baierischen Volksver(zer=)treter, (doch dazu ist er fast zu einfältig!) den Herrn von Camuzzi zu schildern bestimmt war. Camuzzi ist einer von den Pfälzer Deputirten; er hatte von achtzig Stimmen zehn erlangt. Er nahm eine fulminante Rede mit gegen das System der Minoritätsdeputirten, sprach aber nicht eine Sylbe in der Kammer!

Der gestrichene Artikel ist von der Hardt, 25. September, und lautet:

Es mag mit Recht Herrn Schulz verdrießen, daß er, der die von den Ministern vorgeschlagene Schöpfung der Erbämter von den diesseitigen Deputirten doch allein begriffen, und daher auch dafür stimmte, vergessen wird, wo von den parlamentarischen Talenten der Pfalz, dieser in Beziehung auf Einsicht in die Politik der Gegenwart einst nicht ununterrichteten Provinz, die Rede ist. Es sei ihm darum sein Recht angethan, und er der Reihe nach gleich hinter Hrn. Gideon von Camuzzi erwähnt, dem er auch an Volubilität des Geistes und der Rede vielfach nachsteht. Während Hr. Schulz nämlich sich in den Sitzungen mehr durch die entschiedene Art seiner Abstimmung als durch mündliche Vorträge und Expositionen auszeichnete, war die Wirksamkeit des Hrn. von Camuzzi mehr außerhalb der Kammer, in den vertraulichen Sitzungen bei einem Glase Wein oder Bier, wo er denn ein seltenes Rednertalent entwickelte. Seine Bekanntschaften mit vielen und bedeutenden Gelehrten, die er theils auf dem wissenschaftlichen Congresse im verflossenen Jahre in Straßburg machte, seine neulich erst bei Schlosser in Heidelberg vollendeten Geschichtsstudien, so wie der Umgang, den der kunstliebende Mann stets in

München während der Ständeverhandlungen mit Männern wie Kaulbach, Görres und vielen andern Malern, Musikern und Gelehrten pflog, gaben der Unterhaltung dieses Volksvertreters ein so kaleidoskopisches Gepräge, daß man sie hin und wieder für die Ergüsse leidenschaftlicher Erregtheit und kühnen Combinationsgeistes hielt. Wenn eben dieser Mannigfaltigkeit wegen man Hrn. von Camuzzi immer nur selbst ausreden lassen mußte, um ihn von dem zu überzeugen, wofür man eben seine Stimme wünschte, so bedurfte es dessen bei Hrn. Schulz nicht, indem dieser den leisesten Wink schon verstand.

Daß der Wein am ganzen Gebirge mißräth, werden Sie gehört haben, und unsere Weinbergsbesitzer sind darüber sehr mißstimmt! Wahrscheinlich befand sich Ihr Neustadter Correspondent gerade in einer solchen essigsauren Stimmung; er würde wohl sonst nicht vergessen haben, bei Gelegenheit unsers neuen Cantonsarztes zu erwähnen, daß seine liebenswürdige Frau die Tochter des Hrn. Deputirten Koch ist. Es ist sehr trüb am Himmel, ich habe keine Lust weiter zu schreiben.

Kommen wir an Hannover: Versteht sich von selbst, daß der Censor Fuchs auf's sorgsamste darauf wachte, daß ja kein leises Lüftchen den alten greisen König anwehe, er könnte sonst sterben, und da litte das constitutionelle Princip leicht Noth! Warum Censor Fuchs aber aus einem Artikel Aus Sachsen vom 5. September den Toast strich: „daß Gott Hannover schützen möge," ist unter dieser Voraussetzung schwer zu verstehen, oder glaubte er vielleicht, wenn er dieses Sätzchen erdrosselte, der Gedanke jedes Ehrenmannes: „der Teufel möge den englischen Schurken holen!" wäre damit auch aus der Welt geschafft?

Der Censor Fuchs fand es aber auch nicht mehr als billig, daß ein deutscher Volksstamm von einem Mitgliede des englischen Oberhauses tyrannisirt werde. Er strich deßhalb folgenden, und viele denselben Gegenstand betreffenden Artikel:

Berlin, 20. Juli. Wenn man Vermuthungen, die sehr viel Grund haben, und Gerüchten trauen darf, die sich auf diese Vermuthungen stützen, so beschäftigt die deutschen Cabinete gegenwärtig eine Frage sehr ernster Natur, welche sich auf die Stellung der deutschen Fürsten nnd mittelbar des deutschen Volkes, dem Auslande gegenüber, bezieht. Die Frage ist mit zwei Worten die: Kann ein deutscher Fürst zugleich fremder Unterthan und kann ein fremder Unterthan zugleich deutscher Fürst sein? Die Würde der deutschen Fürsten wie der deutschen Nation kommt bei dieser Frage gleich sehr in's Spiel. In welches Ver-

hältniß tritt ein deutscher Fürst und mit ihm die anderen deutschen Fürsten zu dem fremden Land, in dem Augenblick, wo er demselben in irgend einer Qualität z. B. als Parlamentsmitglied den Unterthaneneid leistet? Und in wie fern berührt jenes Verhältniß die Unterthanen der vereideten Fürsten? Der Fall ist eben so neu, als die Entscheidung nöthig. Wir wundern uns, daß die nationale Publicistik sich seiner noch nicht bemächtigt hat.

Es ist wahrhaftig eine herrliche Erfindung gewesen, Himmel und Hölle; nur ist es Schade, daß beide nur für die armen Leute gemacht sind! Außerdem, wenn alle Segnungen anschlügen, die ich seit 1837 auf das alte ehrwürdige Haupt des Königs von Hannover herabgebetet, und die ich seit vier Monaten für den Censor Fuchs und seine ehrsame Amtsgenossenschaft erflehte, unser lieber Herrgott müßte noch einen Stock auf den Himmel setzen lassen! Der gewöhnliche Himmel wäre für solche Gäste zu schlecht!

Obgleich der Censor Fuchs dem frühern Redacteur der „Mannheimer Abendzeitung" einmal sagte, über Sachsen könne er eher frei zu schreiben erlauben, so strich er doch eben so alles ihm Mißfällige und unterstützte jede dort vorkommende Schandthat. Aus Mangel an Raum sei hier nur folgender gestrichene Bericht mitgetheilt!

Dresden, 26. August. Eine Ministerkrisis ist in einem constitutionellen, selbst in einem deutschen Lande, wo bekanntlich die Fiktionen und Präsumtionen den Hauptheil alles öffentlichen Rechts bilden, immer auch eine Staats- und Camarillakrisis. Der seit einigen Tagen bekannt gewordene, viel besprochene Rücktritt unsers Vorsitzenden des Gesammtministeriums, Bernhard von Lindenau, ist freilich eben nicht ganz constitutionell, da er nach den Verhandlungen der zweiten Kammer über die Adreßfrage unmittelbar erfolgen mußte. Indessen nimmt man es bekanntlich bei solchen Dingen in Deutschland nicht sehr genau, am wenigsten in Sachsen, wo dies seit dem halben Menschenalter des Bestehens unserer constitutionellen Verhältnisse, der erste Fall in seiner Art ist. Lindenau trat nach dem Schlusse des Landtags ab, nicht in Folge des Letzteren, nicht unmittelbar der Kammer wegen, sondern, wie man sagt, in Folge der ihm allerhöchst zu Theil gewordenen Ungnade wegen der Unbestimmtheit bei der Adreßfrage. Lindenau reist in die Bäder nach Nizza und kehrt nächstes Jahr auf seine Güter im Altenburgischen zurück. Die Krisis ist nun eingetreten, und ein Ministeraustritt da, wo man ihn am Wenigsten vielleicht gewünscht hätte, wenn auch nach frühern Vorgängen am Ersten erwarten durfte. Denn Lindenau hatte schon früher mehrmals seine Demission eingegeben, der König sie aber

nicht angenommen. Lindenau hatte längst das Unhaltbare seiner Stellung, seinen streng adeligen und streng conservativen Collegen gegenüber, gefühlt. Er stellte freilich mitunter eigene Sätze auf, die sich mit der constitutionellen Doctrine auf keine Weise vereinigen lassen, und auf Absolutismus (! ?) hindeuten. Aber es war das mehr ein Irrweg im Denken, eine unpraktische Aeußerung des Regiments an sich; der Charakter, und das lassen ihm selbst seine Feinde, blieb immer edel, höchst human, wenn ihn sein nur bei strengster Diät leidlicher Gesundheitszustand manchmal nicht reizbar machte, was freilich in den Kammern dann und wann hervortrat. Ob seine Stelle wieder besetzt wird, welch andere Veränderungen in den höchsten Stellen uns erwarten, die Zeit muß es bald lehren, die vielen darüber circulirenden Gerüchte deuten im Volk genug darauf hin, wie gern man solchen Wechsel wünscht, weil schon ein Seitenblick auf die seitherigen Landtage zeigt, wie wenig das ganze Ministerium mit den Wünschen des Volkes sympathisire. Was halfen die zahllosen Adressen wegen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Criminaljustiz, was die Ministerniederlagen in der zweiten und selbst in der ersten Kammer? Nichts, es bleibt Alles beim Alten. Was hat die ganze letzte ständische Versammlung binnen neun Monaten für glänzende Resultate zur Welt gebracht? Fast gar keine, wenn man die Eisenbahnen und die Befreiung der Schriften über zwanzig Bogen von der Censur ausnimmt.[1] Das Mehrtheil der Minister hat gerade bei diesen Verhandlungen Aeußerungen hinnehmen müssen, hat Wunden erhalten, denen anderwärts Männer von Ehre keine Stunde Stand hielten. Aber die Aristokratie und Bureaukratie, sie weicht und wankt nicht. Das ist die schöne Eigenthümlichkeit in allen deutschen Staaten.

Wird wohl Censor Fuchs weniger schamlos sein in Bezug auf die Handlungen der constitutionellen Regierung des Churfürstenthums Hessen? Wird er auch jeden Seufzer dieses unglücklichen Landes ersticken, das unter zwei Tyrannen zugleich blutet, in dem das Wort Recht seit zwei Generationen fast aus der Sprache verschwunden ist, dem Lande der Stockprügel, der Mätressen, der ewigen Justiz? Das Urtheil über Jordan, denselben Jordan der dem Lande seine

---

[1] Die Befreiung der Schriften über zwanzig Bogen von der Censur halten nur Narren und Tröpfe für ein Zugeständniß oder einen Fortschritt! Was hat auch in Deutschland eine Regierung für Gründe Zugeständnisse zu machen? Man läßt einen armen Verleger ein Buch über zwanzig Bogen ungestört vollenden, — und wie es fertig ist, confiscirt man es ganz. Das nennt man Fortschritte!

Verfassung gab, war gesprochen, und ganz Deutschland schauderte ob solcher Justiz — nur der Censor Fuchs und seine Henkersgenossen lachten vergnügt, und strichen jedwede Klage. Ein wackerer Bürgersmann aus Mannheim schrieb damals den folgenden Artikel — und der Censor Fuchs mordete des trefflichen Mannes Gedanken.

Mannheim, 21. Juli. Leider bringen uns erst jetzt, wer mag unter solchen Umständen sagen zu früh für die Trauerkunde, die Zeitungen die Nachricht, daß das Obergericht in Marburg, einer deutschen, der kurhessischen Universitätsstadt, dessen Mitglieder eine gewiß recht gründliche, gelehrte, juristische Bildung besitzen, das Urtheil in der Untersuchungssache wegen der mit dem Frankfurter Attentat vom Jahr 1833 zusammenhängenden sogenannten hochverrätherischen Unternehmungen, verkündet hat, wonach der in allen Landen deutscher Zunge hochgeehrte hessische Abgeordnete Prof. Jordan wegen Beihülfe durch Nichtverhinderung hochverrätherischer Unternehmungen auf Indicien hin zu fünf Jahren Festungsstrafe und Dienstentsetzung verurtheilt ist, Herr D. Scheffer wegen versuchten Hochverraths zu zehnjähriger und zwei Andere zu fünfjähriger Festungsstrafe.

Die rechtsgelehrten Deutschen oder die deutschen Rechtsgelehrten in Marburg, wie man sie nennen will, welche natürlich mit unsäglicher Mühe und mit einem nicht geringen Aufwand von Scharfsinn und Studium in sieben Jahren juristischer Arbeit das Resultat herausgefunden haben, sind so lebhaft davon überzeugt, welchen Dienst sie der Wissenschaft geleistet haben, daß sie ihr Erkenntniß mit den Entscheidungsgründen, welches siebenzig Bogen stark ist, alsbald durch den Druck der Publicität übergeben wollen. Gewiß ein löblicher Vorsatz, der es dem deutschen Publikum möglich macht, eine Einsicht in das zu erlangen, was das Obergericht in Marburg eigentlich geleistet hat.

Schon seit dem 7. August 1837 befindet sich Professor Jordan in strenger Criminalhaft, deren Ursache ihm in den ersten Jahren seiner Einsperrung gar nicht einmal mitgetheilt wurde, und erst etwas länger als seit einem halben Jahre ist er wegen zu großen körperlichen Leiden seiner Familie zurückgegeben, muß sich aber auf seine Kosten seitdem Tag und Nacht durch zwei Gensd'armen bewachen lassen. Um aber das Resultat zu erreichen, wonach dieser Mann zu fünf Jahren Festungsstrafe verurtheilt wurde, hat man ihn vorher schon, ehe man überhaupt nur wissen konnte, daß er straffällig sei, und da die gegen ihn vorliegenden Indizien höchst geringfügiger Natur waren, sechs Jahre lang seiner Stelle, seiner Freiheit, des Edelsten, was der Mensch besitzt, und seiner Gesundheit beraubt, und seine Existenzmittel für ihn und seine Familie auf das möglich geringste Maß zurückgeführt. Die vorherige Strafe ist also im

Ganzen betrachtet, gegen fünf Jahre Festungsstrafe, um vielleicht das doppelte und dreifache größer und schwerer als die gegen ihn wirklich verhängte. Sehen wir uns nun einmal in der Welt um, was während der für Jordan so jammervollen sechs Jahre in den übrigen europäischen Ländern, die keine so gründliche Juristen wie das wissenschaftliche Deutschland besitzen, für wirkliche politische Verbrechen verübt und bestraft worden sind!

In Frankreich z. B. sollte der König fünf bis sechsmal erschossen werden, die Mörder sind längst abgeurtheilt und Niemand spricht mehr davon. Empörungen, Verschwörungen, Revolutionen aller Art haben stattgefunden, die Schuldigen sind alle längst abgeurtheit oder amnestirt. Sehen wir nach Belgien, nach England, sogar nach Italien, sehen wir nach Spanien, wo ein großer Bürgerkrieg beendet und Alles wieder geordnet, abgeurtheilt und amnestirt war, wo seitdem leider wieder neue Revolutionen und Bürgerkriege entstanden sind, sehen wir sogar nach Polen, nach Rußland, sehen wir wohin wir wollen, — wir finden nirgends die deutsche, gründliche, wissenschaftlich gebildete Strafrechtspflege, deren langjährige Proceduren, selbst wenn sie ein Recht herausfinden, an sich schon das fürchterlichste Unrecht sind, das von einem gebildeten Volke ersonnen werden kann. — Und das der Triumpf des neunzehnten Jahrhunderts, in dem die Eisenbahnen die Zeit und den Raum verkürzen, das der Segen und die Frucht unserer Freiheitskriege, das der Zustand, den die zahlreichen Anhänger und Vertheidiger des gründlichen, wissenschaftlichen, streng juristischen deutschen Inquisitionsverfahrens zu ihrer deutschen Volksehre verewigt sehen wollen!!

Doch Censor Fuchs ist selbst Jurist (ist es nicht sündhaft, daß man von einem Censor noch sagt, er sei Jurist, ein Mann des Rechtes!) er sieht die Nothwendigkeit ein, daß ein Mann wie Jordan, gegen den er sich ein Heiliger dünkt, von Rechtswegen lebendig sieben Jahre lang gemartert werden muß! Die Sammlungen für Jordan's Familie beweisen es übrigens, daß Deutschland seine Freunde kennt! — Welche Mühe es kostete, bis die Anzeige durch die Censur ging, wornach von Itzstein und Welcker (Deutschlands Segen ruht auf ihnen) erklärten, Beiträge zur Unterstützung für die Frau und Kinder Jordans annehmen zu wollen, — das glaubt kein Mensch, der Censur nicht kennt! Daß Censor Fuchs folgende Stelle aus einem Berichte aus Marburg strich, begreift sich von dem Ehrenmanne leichter:

Die Entscheidungsgründe sollen hauptsächlich gebaut sein, auf Aussage anderer politischer Angeschuldigter, welche, ich weiß nicht genau, ob durch die-

selbe ein günstigeres Schicksal sich erworben, z. B. Döring's aus Marburg, Kuhl's aus Butzbach, Klimm's aus Lich, und auf einer Anzahl Indicien. Das Gericht selbst soll diesen Indicien als einzelnen kein Gewicht beigelegt, sondern nur aus ihrer Summe eine Gewißheit abgeleitet haben. Professor Jordan klagt, die Entscheidungsgründe seien eine Anklageakte, bei der alle für seine Entschuldigung stehende Gründe nicht einmal erwähnt, geschweige gewürdigt oder widerlegt seien. Er hat sofort die Appellation eingelegt.

Mit diesen Strichen verträgt sich sehr gut die Unterdrückung der folgenden Zeilen, aus denen der gemeine Mann abnehmen könnte, wo das Geld des churhessischen Volkes eigentlich hinkömmt:

Unter den einträglichsten Kunden der Homburger Spielbankpächter macht man dermalen den zeitweilig dort anwesenden Sohn eines französischen Ministers „und eine erlauchte Person“ namhaft, „die schon vor Jahren die mit ihrer hohen Stellung verknüpften Mühen gegen das Otium des Privatlebens vertauschte. Man gibt die Opfer, die sie in der abgewichenen Woche an Fortunas Altären in diesem Kurorte brachten, auf viele Tausende an.“

Recht so, Censor Fuchs, hilf dem alten grauen Sünder das ohnedies arme Churhessen plündern; das steht dir zu! Ihr aber, meine Freunde, sagt mir:

— — — — — — — — — Zu Schindern geben sich gewöhnlich Menschen aus den niedersten Classen, ganz arme Leute her; sie wohnen draußen, weit vor den Thoren der Städte, in der Nähe des Schinderangers: der Assessor Fuchs wohnt in der schönsten Straße von Mannheim, ist ein geldreicher Mann — und ist Censor geworden? —

Ueber gewisse Staaten in Deutschland schreibt der Redakteur einer liberalen Zeitung nicht — über Oestreich und Würtemberg z. B.; man darf ihrer nicht einmal lobend erwähnen, sonst meint der Censor es sei Ironie — und streicht und streicht und streicht: — man hört nichts von ihnen, fast glaubt man alles Leben sei aus ihnen herausgestrichen! Das weiß man denn im Voraus und schweigt! Giebt es doch kein demüthigenderes Gefühl, als wenn man eine ganze Nacht hindurch gearbeitet hat, treu und ernsthaft für das heißgeliebte Vaterland — und des anderen Tages bringt der Druckerjunge den Censurbogen zurück und mit einem Striche hat der Censor die Arbeit einer ganzen Nacht von dem Erdboden weggetilgt, und was stehen bleibt, verdorben und durch Weglassungen und Einschaltungen verketzert und ver-

pestet; — und dann sollte man doch noch schaffen mit der festen Vorüberzeugung, es werde das Geschöpf, ehe ein Tag vergeht, erwürgt? Doch ich fluche dir, Censor, und schwöre dir unauslöschlichen Haß, sonst müßte ich ja weinen, wie ein Weib, zu dem du mich doch noch nicht machen sollst! Die Wahrheit ist stark in mir, Verderber! In vier Tagen schrieb ich dies Büchlein, das mir die glühendste Rache gegen dich diktirt! — Ich komme zu dem letzten Volk, zusammengesetzt aus herrlichen deutschen Stämmen, dessen Klagen, dessen Beschwerden du erstickt, zu dem herrlichen Preussenvolk mit dem so grausames Spiel getrieben wird, wie noch nie mit einer Nation! Doch wo soll ich anfangen von deinen Schandthaten zu erzählen, da du mehr verdarbst als zehn Männer in drei Monaten arbeiten können? Hast du, Censor Fuchs, dich nicht teuflisch gefreut, daß man die Preussen am Rhein stockprügeln will, hast du es geduldet, daß auch nur ein einziges Wort der Klage laut wurde, ob der schmählichen Cabinetsordre wegen des Düsseldorfers Festessens, hast du nicht die folgenden Worte sogar gestrichen?

Vom Rhein, 10 August. Es werden, so hört man in der Rheinprovinz, Adressen an den König vorbereitet, worin man sich darüber beklagen wird, daß in der jüngst publicirten Cabinetsordre der Wunsch ausgesprochen ist, daß die Beamten nicht mehr an den Festen der Bürger Theil nehmen sollen. Die Bürger werden darin seine Majestät ersuchen, sie nicht für geringer als den Beamten zu halten. — Eine solche Demonstration kann nicht verfehlen, auf den König den versöhnlichsten Eindruck machen. —

Hast du nicht den elenden von Groote, den schlechten Schuchard, alle Feinde der Freiheit in Schutz genommen? hast du geduldet, daß man den rüstigen Streitern am Rhein für ihr Recht, beistehe im gerechten Kampfe? hast du nicht vielmehr die unschuldigsten Aeußerungen gestrichen, wie diese:

Hätte der rheinische Landtag eine Majorität für die Preßfreiheit gehabt, so würde er als ein Stolz der Provinz dastehen. Ein Paar Stimmen, worunter wir diejenigen aus dem dritten und vierten Stand meinen, haben der Provinz diesen Stolz geraubt.

Hast du nicht die Spionage in Preussen geschützt, da du den folgenden Aufsatz strichst:

Aus Rheinpreussen, 17 Juli. Kürzlich ist in die Zeitungen die Versicherung des Ministers des Innern übergegangen, daß es in Preußen keine geheime Polizei gebe, dergleichen in unserm Lande auch durchaus nicht erforderlich sei. Letzteres ist unzweifelhaft, über Ersteres ist noch eine Verständigung erforderlich. In der letztern Zeit ist eine Verfügung, vom Grafen von Arnim unterzeichnet, durch Vermittelung der Regierungspräsidenten an die Landräthe ergangen, welche diese Beamten anweist, ein wachsames Auge auf die Volksversammlungen ꝛc. zu halten, diesen Versammlungen besondere Abgesandte beiwohnen zu lassen und von dem Verhandelten Notiz zu nehmen ꝛc.; zwar, sagt die Instruction, sei es nicht die Absicht, eine geheime Polizei einzuführen, aber es sei doch erforderlich, auf die gedachte Weise von den gehaltenen Reden, von den ausgebrachten Toasten ꝛc. (insbesondre den letztern) Kenntniß zu erlangen. Zugleich weist die Verfügung die Landräthe an, die Kosten, welche zur Erlangung der gedachten Auskunft erforderlich seien, zu liquidiren. Angesichts dieser Verfügung ist es unserer Ansicht nach, um das Vorhandensein einer geheimen Polizei ganz leugnen zu können, erforderlich, den Begriff derselben sehr eng zu nehmen, enger, als man bisher gewöhnt war. Wenn aber die gedachte Polizei-Instruction nichts Geheimes haben soll, so wäre es unserer Meinung nach das Rathsamste, sie zu veröffentlichen. Etwa der Zweck, den Rednern und Toastbringern ihre Unbefangenheit nicht zu nehmen, kann wohl der verabsäumten Veröffentlichung nicht zu Grunde liegen. Uebrigens werden die Abgesandten der Landräthe und diese selbst leicht in große Verlegenheit zu bringen sein, wenn in Zukunft in jeder Versammlnng die Aufforderung an den etwaigen geheimen Abgeordgeten ergeht, sich zu erheben und zu produziren. Leistet er der Aufforderung keine Folge, so wird der etwaige Bericht des Landraths öffentlich Lügen gestraft; producirt er sich aber, so wird er einen schweren Stand haben, um seine Qualität vor dem Publikum zu verantworten. Man wird ihm sagen, er sei nach der ministeriellen Versicherung zwar kein geheimer Polizeiagent, aber ein — Spion. Unsers Wissens ist das Publikum den letztern so wenig gewogen, als den andern.

Hast du nicht aus einem Berichte aus Berlin, 22. Juli, über Herweghs ein und zwanzig Bogen folgende Stelle gestrichen, und sogar dem Verrath des Briefgeheimnisses das Wort geredet:

Viel Aufsehen macht auch die Mittheilung über das schwarze Postkabinet in Preußen und den speculativen Charakter des Herrn v. Nagler. Man zweifelt an der Richtigkeit der darin aufgestellten Behauptungen hier durchaus nicht. Das schwarze Postkabinet ist eine sehr begreifliche Thatsache, die sich in Paris auch vorfindet und in jedem Staate, der nicht auf die Idee der Freiheit er-

baut ist, vorfinden muß. Wo das Mißtrauen Princip ist, kann auch das Briefgeheimniß nicht respektirt werden. —

Streichst du, Fuchs, nicht den folgenden Artikel, weil du wünschtest, daß die Haasen die Bauern auffräßen:

Düsseldorf, 4. Juni. Vorgestern kamen die Petitionen wegen Jagdablösungen im Ständehause zur Vorlesung; es waren deren von einigen fünfzig Gemeinden eingetroffen, die alle zahlreiche Unterschriften enthielten. Damit eine Petition zur Berathung gezogen werde, ist es nothwendig, daß sich wenigstens drei der Abgeordneten für dieselbe erheben. Bei dieser Gelegenheit hatte aber die Gerechtigkeit der Sache, das Elend, unter welchem der Landbau schmachtet, auf die Versammlung solchen Eindruck gemacht, daß die ganze Gesellschaft, wenige Autonomen ausgenommen, sich von ihren Sitzen erhob, und mit Begeisterung, wie nie zuvor bei irgend einem Vorschlage, sich für die Sache erklärten. Die Bittschriften wurden nun einem der resp. Ausschüsse zum Referat übergeben, einem Ausschusse, dessen Präsident Herr v. Groote ist. Hoffentlich wird dieser gefeierte Bürger und Dichter vergessen, daß seine Verwandten mit unter die bedeutenden Jagdbesitzer gehören, in dieser theilweise eigenen Sache der Sache der Freiheit und der Billigkeit, welche er bisher verfochten, (!!!) nicht abtrünnig werden.

Sprich, Censor Fuchs, bist du nicht schlechter als der Schlechteste, der du alles thatst und noch tausendmal mehr, da du es ohne Opfer lassen konntest; sprich selber, und greif' in deine Bubenbrust: Ist es nicht besser betteln gehn — als Censor sein?

Doch zum Schlusse dieser Trauergeschichten den Entwurf einer Adresse an die Kölner Deputirten, die Censor Fuchs auch gestrichen, dieweil sie brav ist und von einem braven Mann aus Köln gemacht!

Drei Wochen sind es jetzt, als tausend Bürger unserer Stadt wie zu einem Siegesfest nach Düsseldorf zogen, um dem gesammten Landtag ihren Dank zu bringen für einen Beschluß, den der gesammte Landtag gefaßt hatte, gefaßt in der Sorge für ein Gut, das dem Rheinländer nur zugleich mit einem Theil seines Herzens entrissen werden kann.

Es sind seitdem andere Beschlüsse gefaßt worden, welche nicht dieselben Empfindungen erweckt haben, wie die Verwerfung des neuen Strafgesetzbuchs. Mag der den Volksinteressen nicht förderlichen, auf zweckwidriger Beengung der aktiven wie passiven Wahlfähigkeit basirenden Zusammensetzung des Landtags, mag dem abnormen Majoritätserforderniß bei der Abstimmung, mag der Einwirkung einzelner Persönlichkeiten, die Hauptschuld beizu-

messen sein: jedenfalls wird, von andren Beschlüssen abgesehen, die Majorität die Provinz das schmerzlichste Bedauern darüber mit uns theilen, daß die Majorität des rheinischen Landtags im Jahr 1843 sich noch nicht ermannen konnte die Preßfreiheit als ein unveräußerliches und verbrieftes Menschen- und Volks-Recht, als das oberste Bedürfniß der Zeit anzuerkennen und einzufordern.

Das Einzige, was wir diesem schmerzlichen Bedauern entgegenzustellen haben, was wir ihm auch mit Stolz entgegenstellen, das ist der Trost und die freudige Gewißheit, daß unsre Deputirten zu denen gehören, welche für die Preßfreiheit wie für sämmtliche Principien des Fortschritts in vorderster Reihe gekämpft haben. Der kölnische Bürgerstand hat das tröstende Bewußtsein, daß seinen Vertretern gegenüber die Nation keinen Anlaß hat, zu sagen: «hic niger est!»

Unsere Zeit ist eine Zeit des Schwankens und der Charakterlosigkeit, der Halbheit und der Lüge. Was diese Zeit bedarf, das sind nicht schwache Transaktionsmenschen uud schlaue Diplomaten, welche keine Frage der Menschheit zum Abschluß bringen und das Gebäude des Rechts ewig auf morschem Grunde mit tollen Schranben zu befestigen suchen;

was unsre Zeit bedarf, das sind

Männer, die, unabhängig von Gunst und Ungunst, unzugänglich der Verführung, nicht gefesselt durch unmännliche Rücksichten, die Wahrheit, welche sie erkannt und das Recht, von dem sie durchdrungen sind, nicht verleugnen und nicht fahren lassen, wo und unter welchen Umständen es auch sei;

Männer, die, nicht verblendet durch egoistische Befangenheit, nicht zurückgehalten durch Sonderinteressen und nicht gelähmt durch Furcht vor der Idee oder vor den Menschen mit freudigem Eifer die Gebote des Zeitgeistes vernehmen und mit unerschütterlicher Gesinnung das Vernommene geltend zu machen suchen;

Männer, die ihren Handlungen die Richtschnur konsequenter Grundsätze vorzuzeichnen wissen, so daß sie nicht in den kläglichen Widerspruch gerathen, die Freiheit, welche sie heute auf dem einen Gebiet in Schutz genommen, morgen auf dem andern zu bekämpfen;

Männer, die ihr Glaubensbekenntniß nicht klug im Innern verschließen, um es jederzeit wechseln zu können, wenn der Himmel der Macht sich trübt, sondern die frei und entschieden sagen, was sie denken, und die wollen, was sie sagen —

Mit einem Wort: Männer nicht nur von Intelligenz, sondern auch von Gesinnung, von Charakter!

Solcher Männer bedürfen wir, solche Männer ehren wir!

Indem wir vor Ihnen, hochverehrte Männer, diese unsre Ueberzeugungen

und Gefühle offen aussprechen, möge Ihnen Ihr Bewußtsein sagen, daß Ihr Wirken unter den Vertretern des Rheinischen Volks unser Zutrauen gerechtfertigt, unsern Dank verdient, unsre Anerkennung erworben hat. Indem wir diese Gefühle Ihnen hiermit darlegen, sprechen wir zugleich es aus, daß das Fehlschlagen Ihrer Bestrebungen für einzelne Fragen, insbesondere für jene Lebens- und Ehrenfrage des deutschen Volkes, die Preßfreiheit, unsern Muth keineswegs erschüttert hat, sondern daß wir im Vertrauen auf Sie, im Vertrauen auf Diejenigen, die Ihnen zur Seite gestanden und im Vertrauen auf das Gesammtstreben der deutschen Nation mit muthiger Zuversicht vorwärts schauen; daß wir mit Zuversicht namentlich dem Tag entgegensehen, wo in den festgemauerten Hallen eines erweiterten Verfassungsgebäudes das freie Freudenwort über die Vernichtung eines Geisteszwangs erschallen wird, der unsre ganze Nation entmannt, demoralisirt und entwürdigt.

Doch ist es nicht recht, daß ich hier abbreche; — die herrlichen Worte eines edeln Mannes lassen Euch für einen Augenblick vielleicht den Censor vergessen! Das darf nicht sein — es ist nicht an der Zeit, sich freudigen Gefühlen hinzugeben! Ihr sollt nicht lachen, noch froh und heiter sein — so lang ein Censor in Deutschland lebt! — Ihr müßt hassen lernen und verderben : Spuckt aus und betet mit mir:

Fluch und Tod und Verdammniß dem Censor!!

Deutsches Redactoren-Lumpenpack.

Wir saßen ruhig beim Nachtisch zusammen, und tranken noch ein Glas Wein, als mein Vetter der Redacteur der „Mannheimer Abendzeitung" hereintrat. Wir sahen es ihm schon an, daß der Antichrist Censor Fuchs wieder furchtbar gehaust haben müsse! Nun frag ich Euch, rief er beim Eintreten, ob ich nicht recht habe, wenn ich sage der Fuchs sei der elendeste Bube der unter Gottes Sonne lebe! Er streicht mir folgenden Artikel, der eine bloße Kritik einer ehernen Statue enthält, die der Kaiser Nikolaus dem König Friedrich Wilhem IV. geschenkt hat!

Berlin, 13. Sept. Die beiden colossalen ehernen Rossebändiger von Baron Clot, welche der Kaiser von Rußland unserm Könige geschenkt hat, und welche die servilen Zeitungen natürlich pflichtschuldigst mit Lobeserhebungen überschütten, sind nicht viel werth. Es ist ein noch unfreier Geist, der sich in diesen Werken ausspricht. Die Rosse zeigen eine knechtische Naturnachahmung und den Mangel aller höher strebenden Idealität, und die Jünglinge, welche die sich bäumenden Thiere halten, haben geradezu Sclavenseelen. Etwas Lebloseres ist uns nie vorgekommen, als die Köpfe dieser Rossebändiger. Dabei sind die Rosse auch auf das Geschmackloseste mit Decken (in Erz) belegt, um die Schaam der Jünglinge bedecken zu können. Auch Schaam muß der Sclave haben! Die freie Kunst kennt keine Schaam, so wenig wie die Natur sie kennt. Die einzelnen Theile der Gruppen sind dagegen gut modellirt.

Und dann auch noch diesen, um sein Metier zu schützen:

Berlin, 13. Sept. Die Censoren sind angewiesen, künftig nicht wie bisher die Veröffentlichung der Urtheile des Obercensurgerichts zu gestatten, sondern darin Alles zu streichen, was zu frei ist; da nun hierüber wieder bei dem Obercensurgericht Beschwerde geführt werden kann, so wird dieses in seiner eigenen Sache Recht zu sprechen haben — ein sehr interessanter juristischer Fall! Die Veranlassung hierzu hat das Urtheil in der Benda'schen Sache gegeben, dessen auch in Ihrer Zeitung schon Erwähnung geschah.[1]

---

[1] Einige Tage darauf kam der Redacteur zum Censor Fuchs. Er sagte ihm: Lassen Sie nur den Artikel wegen des Obercensurgerichtes aus Berlin vom

Das Geschäft geb ich auf, meine Freunde, man wird unter der Hand selbst ein Schurke, wenn man es Tagtäglich mit so einem Kerl zu thun hat!

Wir schimpften nun natürlich alle auf den Barbaren, der kaum dreißig Jahre alt schon kein Blut mehr in den Adern habe rc. rc., und kommen von den Censoren auf die Redactoren. Der Redact. der „Mannheimer Abendzeitung" behauptete, die meisten seien schlecht, aber alle viel dümmer als die Censoren! Ich stimmte ihm darin vollständig überein, und bemerkte, daß es z. B. wohl eben so niederträchtig sei wenn das „Mannheimer Journal" etwa erzählte: „Unsere Stadt genoß heute das unverhoffte Glück die Pferde seiner königl. Hoheit des Prinzen Karl an unserer Stadt vorbeiziehen zu sehen, höchstwelche dem hohen Herrn voraus zu den Manövern am Rhein eilen," als wenn Censor Fuchs, wie das so häufig geschah, gleich ganze Columnen in deiner Zeitung strich — und nach wenig Worten waren wir alle darüber einig, daß das redigirende Doctoren und Professorenpack (ich halte mir D. Grün, D. Günther und D. Held in Ehren) gerade so gut den Galgen ums deutsche Vaterland verdienen als Censor Fuchs! Allein daß die Kerle durch den Schlendrian ihres schlechten Treibens auch fast all' ihr Criterium, ihr Restchen von Verstand eingebüßt hätten, das glaubten die wenigsten! Sie hielten einen Professor Bülau, D. Hermes, D. Giehne und Consorten für pfiffig-schlecht und ich für dumm-schlecht. Um dem Streit ein Ende zu machen, erbot ich mich zehn gegen eins zu wetten, daß ich den Redactoren der ganzen servilen Presse in den nächsten acht Tagen fünfzig, sage fünfzig Stück von den albernsten Erfindungen und Lügen aufbürde, denen es jeder Mann, der die Verhältnisse nur leidlich kennt, auf den ersten Blick ansehen muß! Wenn von fünfzig zwei nicht gedruckt würden, so will ich die Wette verloren haben. Doch ich hatte auf die Schlechtigkeit und Dummheit deutscher Zeitungsredacteure gerechnet: — Juchhe, Champagner her, ich habe die Wette gewonnen!

Verlassen wir nun die Tischgesellschaft, ziehen wir Glacee-Handschuhe

---

13. Sept. abdrucken; ich habe mich überzeugt, daß die Sache sich so verhält, denn das „Mannheimer Journal" bringt die Nachricht auch!!! Welches Argument! Wir werden gleich sehen, welch herrlicher Diplomat Herr Sehlicht ist!

an, wir kommen jetzt in noble Gesellschaft! Wie machte ich es, daß die Tröpfe alle meine Lügen glaubten! Ich verschaffte mir ein Siegel mit einer Grafenkrone über den Buchstaben C. v. R. und ein *noch* vornehmeres, nahm Postpapier mit Goldschnitt, vom feinsten Siegellack, unterzeichnete mich je nach Umständen als Baron, Graf, Regierungsrath (ja ihr Herrn Redactoren, spitzt nur die Ohren, ihr seid schmählich angeführt!) hatte in den Begleitungsschreiben alle Nachrichten von „*hohen Militärs*,“ „*Banquierhäusern*,“ „*Hofcavalieren*,“ „*aus offizieller Quelle*“ oder von einer „*hochstehenden Person*“ und war hiedurch zu jeder Lüge autorisirt! Das waren die Be*weise* für die Richtigkeit seiner Mittheilungen, die ein den einzelnen Redactionen ganz fremder Mensch vorbrachte; daß der Inhalt nur niederträchtig, hündisch und dumm, oder besser, albern zu sein brauchte, um für solche Kerle als wahr zu gelten, davon hatte ich viele Beweise. Ich log also wie es mir grade in den Kopf kam darauf zu, und schickte immer die gröbsten Lügen an die *klügsten* Redactoren.

Kommen wir zur Sache. Zuerst machte ich die Königin von Griechenland (sie ist *sieben* Jahre mit einem *baierischen* Prinzen verheirathet) und die Kronprinzessin von Baiern schwanger! Was aber jedes Kind in Deutschland weiß, das wissen und wollen die Herrn Redacteure der *allgemeinen* und andern servilen Zeitungen nicht wissen. Ich begieng damals den unverzeihlichen Fehler nicht auch zu gleicher Zeit der Erbgroßherzogin von Hessen zu gedenken, einige treue deutsche Unterthanenherzen mehr wären ob solcher Hoffnung einige Tage lang gehüpft! Ich schrieb also an die „Rhein- und Moselzeitung“ so:

(*Karlsruhe*, 17. Sept.) Laut einer so eben aus Aschaffenburg vom Hofe Seiner Majestät des Königs von Bayern hier eingehenden Nachricht, befindet sich Ihre königl. Hoh. die Kronprinzessin von Bayern in einem Zustande, der ganz Bayern mit der höchsten Freude erfüllen muß. „„Der Wittelsbacher Stamm wird, so hofft man in Aschaffenburg, einen neuen Ast aus seiner Mitte treiben, unter dessen Schatten das bayerische Volk auf Jahrhunderte hinaus in Glück und Frieden leben wird.““ (Worte des Handschreibens Sr. Majestät aus Aschaffenburg.)

Dieser Artikel findet sich reproducirt im „Frankfurter Journal“ Nr. 261, „Oberpostamtszeitung“ Nr. 261. „Hamburger Correspondent“

Nr. 227. „Preussische Staatszeitung oder Allgemeine preussische Zeitung“ N. 86, und in vielen andern Blättern.

Ich wendete mich an das „Mannheimer Journal“:

(Heidelberg, 17. Sept.) So eben kommt der Courier hier durch, durch welchen Se. Maj. der König von Bayern unserm Hofe in Karlsruhe melden läßt, daß sich Ihre Maj. die Königin von Griechenland in einem Zustande befinden, der das ganze griechische Volk zu den schönsten Hoffnungen für die lange Fortdauer der jetzigen Dynastie berechtigt. Diese Nachricht ist im gegenwärtigen Augenblick von um so größerer Wichtigkeit, als nunmehr neue Anstrengungen von Seiten der bayerischen Krone für den Fortbestand des griechischen Königreichs den Ansprüchen der drei Großmächte gegenüber vollkommen gerechtfertigt erscheinen.

Ohne Bedenken abgedruckt in den beiden Frankfurter Frau Basen Nr. 260, und fast allen deutschen servilen Zeitungen, ohne daß auch nur eine einzige Zeitung auf den Gedanken käme sich zu fragen, wie kömmt es, daß diese wichtigen Nachrichten noch nicht in baierischen Blättern stehen? Nun giengs an die Berichtigungen! Kann man was pudelnärrischeres lesen?

Koblenz, 21. Sept. Die „Rh. u. Mos. Ztg.“ berichtigt ihre gestrige Correspondenz aus Karlsruhe also: Unserm (!) gestrigen Correspondenten aus Karlsruhe hat wahrscheinlich die Feder, bei der Freude seines Herzens, das griechische Volk und dessen Hoffnungen zum bayerischen gemacht!!! Denn jene Nachricht aus Aschaffenburg bezieht sich auf I. M. die Königin von Griechenland.

(Es war ja beides gelogen!)

Diese geistreiche Berichtigung drucken natürlich alle deutschen Zeitungen nach: „Oberpostamtszeitung“, Nr. 263, „Hamburger Correspondent,“ Nr. 228; eine Gans schnattert vor, dann geht's der Reihe nach so fort, daß einem der Kopf saust!

Nun aber wird die Sache ernster:

(Frankfurt, 26. Sept.) Das heutige Journal de Francfort läßt sich aus München vom 23. Sept. schreiben: Die Nachricht von der Schwangerschaft Ihrer Maj. der Königin von Griechenland oder Ihrer königl. Hoheit der Kronprinzessin von Bayern, die von verschiedenen Journalen mitgetheilt worden, ist ohne allen Grund.

Die „deutsche allgemeine Zeitung“ (Professor Bülau hast du je Logik

gehört!) beweist zwar aus der Unwahrheit einer Lüge noch einmal die Wahrheit der andern, indem sie in Nr. 181 unter der Rubrik Griechenland sagt:

Bei den von auswärtigen Zeitungen verbreiteten Nachrichten in Betreff der baierischen Königsfamilie hat allerdings eine Verwechselung stattgefunden. Die aschaffenburger Nachricht (Nr. 177) bezieht sich nicht auf die Kronprinzessin von Baiern, sondern auf die Königin von Griechenland, deren Schwangerschaft somit bestätigt wird.

Und die „allgemeine preussische Zeitung" krümmt sich wie ein Wurm im Staube, daß sie die Dummheit auch geglaubt, indem sie unter der Rubrik

Deutsche Bundesstaaten. Bayern. München. Hof-Nachricht. Aschaffenburg. Berichtigung einer irrigen Mittheilung.

sagt:

Die zuerst von der „Rhein- u. Moselzeitung" gebrachte und nach derselben von den beiden „Leipziger Blättern" wiederholte Nachricht von einem erfreulichen Ereignisse, das von Aschaffenburg aus als demnächst bevorstehend nach Karlsruhe gemeldet sein sollte, beruht, wie die „Rh. u. M. Z." selbst angiebt, auf einem Irrthum.

(Wie pfiffig sie ist!)

Allein ihr seid blamirt, meine Theuren, so sehr ihr Euch wehrt; Eure Renommée ist weg, die offizielle Hebamme, das Journal de Francfort hat die Sache untersucht; kurzum ihr habt gelogen! Wie dauert ihr mich, ihr belogenen Lügner! Man bedenke aber dabei, wie wehe es thun muß, zwei so erfreuliche Ereignisse widerrufen zu müssen! Pater noster ꝛc. ꝛc., Ave Maria, da hilft alles nichts!

Doch ich war grade am König von Bayern: so schrieb ich denn in Gottes Namen an die „Magdeburger Zeitung," deren Redacteur ich gar nicht kannte, d. d.

Heidelberg, den 7. September. So eben kommt Hr. C. v. Reitzenstein, besonderer Geschäftsträger Sr. Maj. des Königs von Baiern, von Schloß Eu zurück, wohin er von seinem Souverän geschickt war, die Königin Victoria auf dem Continente zu beglückwünschen; er hatte derselben ein Prachtexemplar der Gedichte Sr. Maj. zu übergeben, welche von der Königin mit huldvollstem Dank angenommen wurden. J. Maj. übergaben ihm sofort die Decoration des Bath-Ordens für den K. Autor.

Oh sie druckte die Schmach wie Zuckerbrod ab, und die „Staats- und Gelehrte Zeitung des hamburger unpartheiischen Correspondenten" in Nr. 228 und mehrere andere reproduzirten den Witz! Der Großherzog von Hessen soll voriges Jahr, als ich den König Ludwig mit Hoffmann's Gedichte persiflirte, geäußert haben: Wer heißt ihn auch Gedichte machen! Juchhe! — Juchhe Kutscher, fahr zu, daß ich über die Grenze komme; in der Frohnfeste ist's schaurig, und der großmüthige Ludwig hat ohne dies noch einen Behr an der Kette! — Warum hat aber der Magdeburger Censor diese ungeheure Persiflage nicht gestrichen, da der Censor Fuchs in Mannheim den hier folgenden Auszug aus der „Allgem. Augsburger Zeitung" vernichtete, der in Nr. 129 der „Mannheimer Abendzeitung" erscheinen sollte:

Die „Augsburger Abendzeitung" theilt aus München vom 28. Mai außer der Aufzählung mehrerer ihr besonders wichtig scheinenden Gäste auch die folgenden 5 Toaste mit, welche bei dem Constitutionsdiner ausgebracht wurden: 1) Von dem Kronprinzen: auf das Wohl des Königs. 2) Von dem ersten Präsidenten der Kammer der Reichsräthe, Fürsten v. Leiningen: auf das Wohl der Königin. 3) Von dem Reichsrathe Fürsten v. Wallerstein: auf das Wohl des Kronprinzen und der Kronprinzessin. 4) Von dem zweiten Präsidenten der Kammer der Abgeordneten, D. v. Bayer; auf das Wohl sämmtlicher Mitglieder des k. Hauses und 5) Von dem Minister des k. Hauses und des Aeußern, Frhrn. v. Giese: auf das Wohl der Stände des Reichs, und schließt diesen Bericht damit, daß sie die Tafelmusik so wie die neuen Uniformen, welche viele Reichsräthe bei dieser Gelegenheit trugen, ausnehmend schön fand.

Das kommt daher, weil die servilen Zeitungen nie lügen! Nicht wahr „Berliner Litteraturzeitung?"

Ich schrieb dem „Mannheimer Journal", das immer noch nicht gebrannt genug war, unterm Datum:

Dürkheim, den 19. September. (Corresp.) Es ist die freudige Nachricht hier eingetroffen, daß Seine königliche Hoheit unser allgeliebter Kronprinz in vierzehn Tagen die Pfalz besuchen wird.

Der Besuch Seiner königlichen Hoheit soll sich hauptsächlich auf den Aufbau der Marburg bei Hambach beziehen, indem Höchstdieselben an Ort und Stelle die Anordnung über den Aufbau treffen wollen.

Dem Vernehmen nach sollen vorderhand zu diesem Zwecke 80,000 fl. verwendet werden. („Mannheimer Journal", Nro. 260.)

abgedruckt in allen deutschen servilen Zeitungen, — und widerrief

diese Nachricht, jetzt paßt auf! in der „Allgemeinen preußischen Zeitung", wo sie jedoch in Nro. 20 auch stund, die redigirt wird von dem Triumvirat, den Doctoren Hermes, Zinkeisen und Rousseau, Beilage Nro. 98, in einem Artikel, der ebenso viele Bären und Esel als Worte zu Markte bringt! Eine offenbare Lüge, eine Erfindung und eine brutale Dummheit schlägt die andere:

„das sind Deutschlands Schriftgelehrte allein,"

singt Hoffmann von Fallersleben!

Aus der Pfalz, 29. September. Ein Land, das die Segnungen eines dreißigjährigen Friedens und einer wohlgeordneten Regierung in einem höhern Grade genösse als unsere Pfalz, läßt sich nicht denken. Schon die alleroberflächlichsten statistischen Notizen liefern hierfür den Beweis. Im Jahre 1815 hatte die Pfalz 315,000 Seelen in runder Zahl, jetzt hat sie (nach der neuesten Zählung vom Februar dieses Jahres) 507,324; die Kriminalfälle sind äußerst selten; unter der Regierung eines jeden unserer beiden Könige hatten wir eine einzige Hinrichtung, also in zwei Generationen auf die Kopfzahl von fast einer Million Menschen nur zwei Kapitalstrafen: ein Fall, der in keinem Lande wohl, wo die Todesstrafe noch besteht, vorkommen dürfte. Handel und Gewerbe heben sich außerordentlich, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die reine Nothwendigkeit die neue Stadt Ludwigshafen, Mannheim gegenüber, gegründet haben würde, wenn nicht unser König derselben vorgegriffen! und die Gründung dieses neuen Stapelplatzes selbstthätig als eigenen Gedanken erfaßt hätte. Ganz dasselbe gilt von dem Plane zu unserer Berbacher Eisenbahn, der seit Jahren wieder aufgegeben, durch die Anregung Seiner Majestät wieder aufgenommen ist; ferner den Bauten der großen Lagerhäuser in Kaiserslautern, Kusel, Landstuhl und Blieskastel (?) Die Straßen in dem Theile der Pfalz, den die Eisenbahn nicht durchschneiden wird, also von Landau bis an die hessische Gränze und von Zweibrücken bis heraus an den Rhein sind vorzüglich, während es allerdings wahr ist, daß durch die ganze Länge, von der preußischen Gränze bis nach Ludwigshafen, welche die Eisenbahn durchziehen soll, weniger für die Straßen geschieht, da man von Seiten unserer Regierung mit Recht annimmt, daß diese nach Vollendung der Bahn doch nur noch als Vizinalwege benutzt würden. Unsere Rheinschifffahrt hebt sich von Tag zu Tag, die Schleppschifffahrts-Gesellschaft hier hat in Mühlhausen unter Garantie unserer Regierung für die Zahlung, sechs große und vier kleine Dampfschleppschiffe bestellt, und man spricht schon von noch sechs anderen, wenn das Haus Drouet-Fulchiron u. Comp., (?) das sein Speditions-Geschäft aus Straßburg

hierher verlegt hat, der Gesellschaft beigetreten sein wird. Was die politische Gesinnung der wackeren Pfälzer betrifft, so war der Kreis zu keiner Zeit ruhiger und besonnener als jetzt, und nie zeigte sich die Liebe zu seinem angestammten Herrscherhause mehr als gerade jüngst bei der Anwesenheit Seiner Majestät unseres Königs, und kurz vorher bei der Vermählung Seiner königlichen Hoheit unseres Kronprinzen. Die Maxburg und die Marienburg (das ehemalige Hambacher Schloß und die Madenburg bei Eschbach, auch Eschbacher Schloß genannt) bieten hierfür den sichersten Beweis. — Merkwürdig dürfte die historische Notiz sein, daß bei Ausgrabung der Fundamente der Maxburg, die bekanntlich restaurirt wird, sich eine Urkunde Ludwigs des Baiern vorgefunden hat, die beweist, daß dieser große Ahnherr unseres Königshauses einst kurze Zeit auf diesem Schlosse zubrachte.

Daß Seine königliche Hoheit der Kronprinz von Baiern demnächst die Pfalz besuchen würde, wie das „Mannheimer Journal" berichtete, ist ein alles Grundes entbehrendes Gerücht, wie denn auch die Summe, welche von demselben Journal als zum Aufbau der Maxburg erforderlich angegeben wird, rein aus der Luft gegriffen ist.

Auch die „Rhein- und Moselzeitung" war noch nicht angeführt genug. Ich schrieb ihr von

Speier, 29. September. Wenn sich die sämmtlichen Spediteurs am Rheine, so weit er deutsch ist, im Laufe dieses Sommers nicht sehr wohl vorsehen, so dürfte leicht der größte Theil des Speditionshandels am Nieder- und Mittelrhein in die Hände von französischen Häusern kommen. Wie ich Ihnen mit Gewißheit versichern kann, hat sich nämlich in Mühlhausen eine Actiengesellschaft mit einem höchst beträchtlichen Actiencapital von mehreren Millionen Franken gebildet, welche die reichen Erwerbsquellen, die bisher der Speditionshandel am Rheine abgegeben hat, für sich auszubeuten gedenkt. Die Sache sollte höchst geheim betrieben werden, bis alle Actien unter dem Handelsstande des Ober- und Niederrheines angebracht sein würden. Allein die französische Schreibseligkeit und Geschwätzigkeit verrieth sich in einem Correspondenzartikel des „Courrier du Midi", den uns ein deutsches Handelshaus in Straßburg mittheilte. Seitdem ist die Sache kein Geheimniß mehr, und wir sehen nicht ohne einige Besorgniß dem Moment entgegen, wo diese ungeheure Geldmacht ihre Manöver eröffnet. Die Gesellschaft wird, wie ich gewiß weiß, damit beginnen, alle Gebühren um die Hälfte herabzusetzen oder herabzudrücken, und wird die größten Verluste dabei nicht scheuen. Sie hat in Portsmouth zwölf Schleppdampfschiffe von allen Größen erbauen lassen und in dem abgeschlossenen Vertrage ist stipulirt, daß sie bis den 1. März des nächsten Jahres alle fertig sein müssen. Sie hat jetzt schon Commanditen an

der ganzen Länge des Rheines in allen auch noch so unbedeutenden Orten, und läßt unter der Hand einstweilen Speicher und Magazine miethen, da sie, um Aufsehen zu vermeiden, bis jetzt noch nicht bauen will. Daß sie Bauplätze in Mainz, in Ludwigshafen, in Kehl kaufen ließ, weiß ich gewiß. Unter solchen Umständen scheint es uns räthlich, die Herren Spediteurs am Rheinstrome zu gemeinsamen Maßregeln aufzufordern, und es wäre zu deren Berathung wohl sehr zweckmäßig, wenn man sich zu einem Congresse in einer Stadt am Mittelrheine entschlösse, der noch diesen Herbst abgehalten werden müßte. Leicht möchten uns sonst die Franzosen unser: „Sie sollen ihn nicht haben", singen lassen, wenn sie nur die großen silbernen Vortheile von unserem Besitzthume ziehen.

Abgedruckt in der „Frankfurter Oberpostamtszeitung," Nro. 275, und allen andern deutschen Frau Basen und öffentlichen Cloaken!

In der „Mannheimer Abendzeitung", Nro. 234, persiflirte mein lieber Freund, Herr J. P. Grohe, die Dummheit sehr hübsch also:

Mannheim, 5. October. Die „Rhein- und Moselzeitung" und nach ihr andere rheinische und die Frankfurter Blätter bringen heute aus „Speier vom 29. September", eine Correspondenz, offenbar höchst wichtigen Inhalts! In Mühlhausen (Münchhausen!) soll sich nämlich eine Actiengesellschaft mit einem Kapital von mehreren Millionen Franken gebildet haben, um die reichen Erwerbsquellen, die bisher der Speditionshandel am Nieder- und Mittelrhein abgegeben hat, für sich auszubeuten. Die Gesellschaft beginnt damit, daß sie alle Gebühren um die Hälfte herabsetzt und herunterdrückt und die größten Verluste dabei nicht scheut; sie läßt schon ein Dutzend — zwölf Dampfschleppschiffe aller Größen in Portsmouth erbauen, die alle am 1. März fertig sein müssen; sie hat jetzt schon Commanditen an der ganzen Länge des Rheines in allen auch noch so unbedeutenden Orten, also auch in Köln und Koblenz, und läßt unter der Hand einstweilen Speicher und Magazine miethen, da sie, um Aufsehen zu vermeiden, bis jetzt noch nicht bauen will; doch ließ sie in Mainz, Ludwigshafen und Kehl Bauplätze kaufen! Da ist denn ein Congreß der Herren Spediteure am Rheinstrome räthlich, der noch diesen Herbst abgehalten werden müßte: leicht möchten uns sonst die Franzosen unser: „Sie sollen ihn nicht haben!" singen lassen, wenn sie nur die großen silbernen Vortheile von unserm Besitzthume ziehen. — Und diese ganze Geschichte hat dem Correspondenten die französische Schreibseligkeit und Geschwätzigkeit und ein deutsches Handelshaus in Straßburg verrathen, während die Sache höchst geheim betrieben werden sollte, bis alle Actien unter dem Handelsstand der Departemente des Ober- und Niederrheins angebracht sein würden. — Wir aber wissen kaum, was dem

schrecklichen Beginnen der Mühlhauser Gesellschaft auf diesem mittelrheinischen Congreß entgegenzusetzen ist, außer dem Rhein-, Main- und Mosel-Artikel!

Nun war die Sache im Zuge, die „Kölner Zeitung" druckte, um die Dummheit ihres eigenen Schädels zu beweisen, folgenden Artikel ab:

D. G. v. Struve in Heidelberg, der dort im letzten Semester mit vielem Erfolge vor zahlreichen Zuhörern las, soll einen Ruf als Professor nach Göttingen erhalten haben, um dort über Phrenelogie zu lesen. In Heidelberg hofft man, daß die Regierung die Universität vor diesem Verluste zu bewahren wissen werde. (D. v. Struwe ist nämlich ein solcher Blechkopf, wie nur je einer in einer Schädelsammlung aufbewahrt wurde!)

Die „deutsche allgemeine Zeitung" behauptete:

Heidelberg, 17. September. Die Frau Großherzogin Sophie wird nicht, wie irrigerweise viele Zeitungen berichteten, mit nächstem nach Italien reisen, sie wird vielmehr mit ihrer jüngsten Tochter ein Schloß in der Nähe von Sinsheim beziehen. Die übrigen Prinzen und Prinzessinnen machen die längst bestimmte Reise nach Italien. Der Großherzog präsidirt fortwährend den Sitzungen des Staatsrathes, der mit der Berathung über die vielen Gesetze, welche der demnächst zusammentretenden Ständeversammlung vorgelegt werden sollen, immer noch nicht zu Ende ist.

und alle andere, selbst badische Zeitungsredactoren, wollten der Welt glauben machen, der Großherzog präsidire einem Staatsrath — ja von Champagnerflaschen!!!

Ich ließ von einem jungen Mädchen in Heidelberg dem Redacteur (werden Sie nicht stolz auf diesen Titel, Herr Schmelzer!) des „Mannheimer Morgenblattes" schreiben:

Heidelberg, 17. September. Den hiesigen Freunden des Professors Maßmann, aus der baierischen Pfalz gebürtig, ist die betrübende Nachricht gekommen, daß demselben beim Turnunterricht, ein harter Unfall zustieß. Hr. Maßmann wollte seinen Schülern die großen Schwingungen auf dem Bock zeigen und verenkte sich dermaßen das Fußgelenk, daß einige Besorgniß wegen der völligen Wiederherstellung des allgemein beliebten Lehrers herrscht. Hr. Maßmann gedenkt nun, da sein Siechthum ihn längere Zeit im Zimmer halten wird, eine Geschichte seiner Wirksamkeit auf dem Felde der Turnkunst herauszugeben.

und dasselbe gescheidte Kind mußte dann auch noch eine Erwiederung des Professors Maßmann erfinden, die der Esel Schlicht, der Redacteur des „Mannheimer Journals", (sie nennen den Kerl einen

Jesuiten, weil er den Kopf hängt, wie andere Bestien auch,) dann aufrichtig im besten Glauben in Nro. 260 seiner .....wische abdrucken ließ. Wie ungegründet diese Nachricht ist, sagt er, sieht man aus folgendem Brief:

„Berlin, den 19. September. Sieh lieber, lieber F***, so fleißig denk' „ich an Dich, gestern wollt' ich den Brief wegschicken, und doch that ich's nicht, „nur um Dir berichten zu können, wie glänzend die heutige Revue, die der „König vor der Abreise des Kaisers abhielt, ausgefallen ist. Es waren sämmt„liche Regimenter, so wie die Garnison von Potsdam und Sanssouci, vor „einem wahren Fürstencongreß ausgestellt, denn heute in aller Frühe über„raschte auch noch der König von Sachsen und der König von Hannover unsern „Hof. Obgleich ich kein großer Freund von militärischem Prunk bin und lieber „mit meiner kräftigen Berliner Jugend mich auf meinen Turnplätzen herum„tummle, so war ich doch den ganzen Tag auf den Beinen, weil man eine „solche kriegerische Pracht nur in Berlin, dem Centralpunkte der deutschen „Waffenkraft, sehen kann. Das sechste Husarenregiment (Prinz von Braun„schweig) sah wirklich aus wie eine einzige goldene Schwadron, der Glanz „der Pferdedecken verblendete mein an dergleichen nicht gewöhntes Auge so sehr, „das ich stets gezwungen war hinter dem großen Fächer meiner Frau Schutz zu „suchen. Ich und meine Frau sind vollständig gesund und wenn mein Turncursus „beendigt ist, werden wir zusammen nach Rügen reisen. Leb' wohl, mein theurer „F***, halte Dich wacker und wohl auf und sei Gott befohlen.

„Dein Maßmann."

Maßmann, du mußt doch auch ein Curiosum sein, denn fast Jedermann glaubte, du hättest den Brief selber geschrieben! —

Die neue „Würzburger Zeitung", und nach ihr alle anderen, z. B. die „Frankfurter Ober-Postamtszeitung", Nro. 262, war dann so gütig, folgenden Einfall aufzunehmen:

Berlin, 17. September. Wie sehr die österreichische Censur auf Sittlichkeit hält, hatten wir erst jüngst einen originellen Beweis. Hr. Jähns, ein Schüler Weber's, als Liedercomponist und Arrangeur der Sonaten und Concerte von C. M. v. Weber wohl bekannt, beabsichtigte in Wien ein Liederheft herauszugeben, das er einer hiesigen Gräfin gewidmet hatte. Er sendete daher dem Verleger das Manuscript mit dem Zeugnisse der Gräfin, welches die Annahme der Dedication beglaubigt. Doch dies genügte der Wiener Behörde noch nicht, und jener mußte, um das Imprimatur von der österreichischen Censur zu erlangen, noch das von der hiesigen Polizei beglaubigte Attest seiner Gattin einsenden, daß sie gegen diese Widmung nichts einzuwenden habe!

Auch der gespreizte Frosch, Teutschthümler, Franzosenfresser, Legitimist und Feind aller Journäler, Hr. D. Giehne (oder war es vielleicht Hr. D. Andree, den ich ertappte? Ich will nicht hoffen!), ließ sich anführen, und in der „Deutschen Wochenzeitung", Nro. 38, stund zu lesen:

Berlin, 17. September. Aus zuverlässiger Quelle vernimmt man, daß das Interdikt gegen D. Gutzkow's Schriften nunmehr auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät des Königs aufgehoben ist. Es war überhaupt nicht in Absicht gelegen, die beschlossene Aufhebung jenes Interdikts wegen der in der Züricher Aktenschrift ausgehobenen Bekanntschaft Gutzkow's mit Weitling zurückzunehmen; um jedoch erst den Sachverhalt zu prüfen, verschob man die definitive Aufhebung des Verbots um wenige Tage, bis spezielle Erhebungen gemacht sein würden. In Folge derselben hat sich auf das klarste herausgestellt, daß Gutzkow's Angaben in seiner öffentlichen Vertheidigung vollkommen begründet sind, und daß auch nicht der leiseste Verdacht einer Gemeinschaft mit der kommunistischen Sekte auf ihm haften bleibt.

und die „Kölnische Zeitung", Nro. 269, druckte den Unsinn ab. Schon vorher hatte ich die „Freiburger Zeitung" als Lockvogel gebraucht, und sie druckte folgenden Artikel ab, der überall wieder zu lesen war:

So eben hören wir, daß das Interdikt, das auf Gutzkow's Schriften lag, und dessen gänzliche Aufhebung durch Gutzkow's vermeintliche Theilnahme an den communistischen Bewegungen in der Schweiz auf kurze Zeit verschoben wurde, nunmehr definitiv aufgehoben ist. Der Grund soll darin liegen, daß selbst für den Fall Herr Gutzkow communistischen Grundsätzen huldigte, man von diesen selbst nicht das Geringste höheren Orts befürchtet.

Hrn. Gutzkow geschah das ganz recht, — warum hatte auch der Censor Fuchs aus einem Artikel: Berlin, den 1. August, folgende Worte gestrichen:

Lieber doch keine Bücher schreiben, als die Preßpolizei um Gnade anflehen; an der allergnädigst etwa gestatteten Spezial-Preßfreiheit für Hrn. D. Gutzkow will das hoffnungsvolle Deutschland doch kein Theil haben! Für uns erscheinen solche Manövers lächerlich, mit einem verächtlichen Beischmack!

Das mußte Hr. Gutzkow büßen! — Die „Freiburger Zeitung", sie biß gar zu gut am Specke an, verzeiht mir's gewiß, wenn ich ihr

gestehe, daß ich sie auch mit folgendem Artikelchen angeführt habe. Es ist ja höchst unschuldig!

Berlin, 20. September. Wie ich eben höre, hat der König den Professor v. Görres aus München hierher berufen. Es hat allen Anschein, daß er die Wirksamkeit des Hrn. v. Schelling, die in jüngster Zeit mehrfache Angriffe erfahren, zu unterstützen kommen dürfte.

Das „Frankfurter Journal" fand diese Nachricht: „etwas auffallend," die „Augsburger Abendzeitung": „gut erfunden!" Voilà tout!

Kurz, lieber Deutscher, in deinen Zeitungen trieb ich allerlei Spuck: ich erfand Locomotive mit Segeln, baute Eisenbahnen über Berg und Thal, in Zickzack, rc., und ich versichere dich, daß ich heute, nachdem doch die dummen Kerle wissen, wie sie angeführt sind, es noch viel ärger mit ihnen treiben wollte! Sie sind dumm und schlecht, und damit läßt sich was aufstellen! Zu guter Letzt und zum einstweiligen Abschiede, denn ich komme hinter dieses Pack öfter, noch meine gelungenste Schöpfung, wegen der sich mancher baierische Censor, am aller meisten aber Professor Bülau, der geistreiche Redakteur der „deutschen allgemeinen Zeitung", die Haare ausreißen wird, daß er sie für Wahrheit nahm, die Schöpfung eines Mäßigkeits-Vereins für die tapfern Pfälzer. Sie steht zu lesen in Nro. 187 jener gutredigirten Zeitung und in Nro. 276 des „Frankfurter Journals", und vielen andern deutschen Sudelblättern!

Speyer, 29. September. Bekanntlich hat bei der letzten Ständeversammlung unser Ministerium einen Gesetzentwurf bezüglich der Einschränkung des Wirthgewerbes eingebracht, hat denselben jedoch wieder zurückgezogen, da er voraussichtlich allgemeinen Widerspruch in der Kammer der Abgeordneten gefunden hätte. Man hatte nämlich in der Pfalz die Ansicht zu verbreiten gewußt, unsere Regierung wolle deshalb vom System der Gewerbfreiheit bezüglich unseres Wirthsgewerbes zu dem der Concession übergehen, um eine allgemeine polizeiliche Aufsicht über das Volk durch die wenigen concessionirten Wirthe möglich zu machen, wodurch denn eine Petition der Wahlmänner hervorgerufen wurde, die um Abweisung des Entwurfs, unter Aufführung und genauer Entwickelung ihrer Gründe, bat. Wie wenig im Sinne der Regierung eine solche versuchte Vormundschaft über die Bewohner der Pfalz lag, und wie sehr es ihr nur darum zu thun war, die Pfalz vor dem Ruine zu bewahren, dem sie durch das Ueberhandnehmen des allzu starken

Genusses von Branntwein und Wein in den niedern Klassen der Bevölkerung entgegengeht, beweist folgendes „allerhöchste Rescript, betreffend die Bildung von Mäßigkeitsvereinen in der Pfalz", das unser heutiges „Amtblatt" bringt und das ich hier im Auszuge mittheile. „Ludwig ꝛc. Nach Anhörung unseres Staatsraths und unsers Ministers des Innern haben wir beschlossen und beschließen: §. 1. In allen Gemeinden der Pfalz sollen Mäßigkeitsvereine gebildet werden. §. 2. Mitglied des Mäßigkeitsvereins kann jedes Individuum werden, das sechzehn Jahre alt, Bekenner einer der drei christlichen Confessionen und Ortsbürger der betreffenden Gemeinde ist. §. 3. Der Vorstand eines jeden Localmäßigkeitsvereins wird gebildet aus dem Pfarrer, dem ersten Adjuncten und zwei vom Lokalverein gewählten Ortsbürgern. §. 4. In gemischten Gemeinden, in denen zwei Pfarreien bestehen, werden zwei Localvereine gebildet, und der zweite Adjunct tritt dem zweiten als Vorstandsmitglied bei. Ersatzmänner sind in beiden Fällen die Mitglieder des Gemeinderaths der Altersfolge nach. §. 5. Die Localmäßigkeitsvereine stehen sämmtlich unter dem Cantonalvorstande, der aus dem Cantonsarzte, dem Friedensrichter des Cantons oder dessen Substituten, und fünf von den Vorständen der sämmtlichen Localvereine gewählten Bürgern gebildet ist. §. 6. Die Cantonalvorstände stehen unmittelbar unter dem Gremium, das aus ihnen selbst durchs Loos gebildet wird, aus 50 Mitgliedern besteht und vom Regierungspräsidenten der Pfalz dirigirt und Unserm Ministerium des Innern gegenüber repräsentirt wird. §. 7. Die Localvereine halten wöchentlich eine Sitzung, und zwar des Sonntags in den Morgenstunden von zehn bis und längstens zwölf Uhr. (§. 8. enthält Bestimmungen über die Zusammenkünfte der Cantonalvorstände; §. 9 über die Form der Berathung und Protokollführung; §. 10 über die Publikation der Protokolle; §. 11. Recht der Zusammenberufung des Gremium des Centralausschusses, seine Sitzungen ꝛc.; §. 12. Modus der Correspondenz, Titular, Portofreiheit innerhalb der Grenzen des Reichs ꝛc. §. 14. Vom Locale der Sitzungen. §. 15. Ernennung des interimistischen Vorstandes.) §. 16. Jedes Individuum, das die oben bezeichneten Eigenschaften hat und Mitglied des Vereins zu werden gedenkt, meldet sich mündlich oder schriftlich beim interimistischen Localvorstande. Nachdem sich der Localverein gebildet, der Vorstand definitiv gewählt und von Uns bestätigt ist, kann ein recipirtes Mitglied nicht mehr austreten, sondern nur ausgestoßen werden. §. 17. Der oder die Eintretende verspricht, unter Ablegung des Handgelübdes, sich des Genusses des Branntweins ganz zu enthalten, innerhalb eines Tages von vierundzwanzig Stunden höchstens einen Schoppen Wein oder höchstens drei Schoppen Bier zn trinken. Zugleich erhält ein jedes Mitglied, und zwar die Katholiken ein Kreuz von Kupfer an einem blau und weißen Band, als Abzeichen der Körperschaft, die Protestanten eine kupferne

Münze mit der Inschrift: «Nulla salus, nisi in Christo ac vita moderata et sobria.» §. 18. Niemand darf auf irgend eine Art zum Eintritt in die Local-Mäßigkeitsvereine gezwungen oder nur überredet werden; weder von den Kanzeln noch durch Publication anderer Art, außer durch Abdruck dieser allerhöchsten Verordnung, sollen die Bürger und deren Familien zum Eintritte bestimmt werden, und es soll derselbe vielmehr allein von deren freiem Ermessen abhängen. §. 19. Die Verhandlungen in den Vereinssitzungen dürfen weiter nichts zum Gegenstande haben als den Zweck der Gesellschaft: ihre Mitglieder gegenseitig in der Haltung des abgelegten Gelübdes zu stärken. §. 20. Eine jede Sitzung beginnt mit einem Gebet, in welches eine Formel zum Gedeihen des Vereins besonders aufzunehmen ist. Es werden dann die neu aufzunehmenden Mitglieder durch Abnahme des Gelübdes vom Präsidenten recipirt, derselbe verliest das Verzeichniß der Mitglieder, empfängt die Beiträge, die wöchentlich in einer Gabe von zwei Kreuzer für jedes Mitglied bestehen, legt die Wochenrechnung ab, hält hieranf einen Vortrag über Vereinszwecke und fordert sodann jedes Mitglied zur öffentlichen Angabe der etwanigen Uebertretung der Vereinsstatuten auf, worauf alsbald von Seiten der ganzen Versammluug durch Stimmenmehrheit abgeurtheilt wird. Die Sitzungen dürfen nur von den Vereinsmitgliedern besucht werden. §. 21. Die Ahndungen bestehen im ersten Uebertretungsfall in einer Rüge, die der Präsident des Localvereins privatim ertheilt, im zweiten Uebertretungsfall in einer strengern Rüge vor der Versammlung in der Sitzung, und im dritten Uebertretungsfall im Ausschluß. In den zwei letzten Fällen ist die Apellation an den Cantonalausschuß gestattet. Wer in den nächsten acht Tagen nach erhaltener Ahndung hiervon keinen Gebrauch macht, kann nur nach Ablauf eines Jahres wieder in den Verein aufgenommen werden und muß dann das Gelübde vollständiger Enthaltsamkeit von allen Spiritualien auf die Dauer von einem Jahr ablegen. Wer rechtzeitig apellirte und selbst in den Apellinstanz unterlegen ist, kann schon unter dem gewöhnlichen Gelübde nach Ablauf von sechs Monaten wieder aufgenommen werden. §. 22. Die Vereinsmittel werden benutzt zur Anschaffung einer Bibliothek und zur Heizung des nothwendigen Lokals im Winter." Die übrigen Paragraphen enthalten nur noch unwesentliche Bestimmungen über den äußern Geschäftsgang.

Daß die Schlechten oft gar zu dumm sind, ist fast deine einzige Hoffnung, Deutscher! Für wen ist wohl dieses allerhöchste Rescript blamabler, für die Redactoren und Censoren, die es für echt hielten, oder für die Regierung, der ihre eigenen Beamten es zutrauten! Steht mir Rede, ihr baierischen Censoren, die Ihr das Blatt, als es in

das Gebiet Eures Königs kam, nicht confiscirt habt, — hieltet Ihr Eure Regierung nicht für fähig, einen solchen Unsinn zu begehen, waret Ihr nicht zu feige, es zu unterdrücken, weil Ihr an jede Brutalität, an jede Gemeinheit gewöhnt, auch diese für möglich hieltet? Sagt mir es selbst, seid Ihr nicht treu bis zur Niederträchtigkeit? Ein baierischer Censor streicht Freiheitsgedichte seines Königs, weil er sie für unterschoben hält, ein Anderer läßt ein Allerhöchstes Rescript passiren, dem an Abgeschmacktheit in Inhalt und Form nichts gleich kommt, und das offenbar erfunden ist! Oder gefielen Euch die Nasen so gut, die Ihr im vergangenen Jahr von Euern Herren Vorgesetzten bekamt, wegen des Walhallaliedes, das Ihr auch für ein Kindlein königlicher Muse hieltet! Sprecht, baierische Beamten! Doch ich schenke Euch die Antwort, Ihr dauert mich!

Was Euch Ihr Herren Redacteuren angeht, Ihr braucht Euch vor mir wenigstens nicht zu vertheidigen; — ich kenne Euch, Eure Gründe, Eure Fähigkeiten, Ihr seid die Krätze, die das Gift-Censur auf der Haut des deutschen Volkes herausgetrieben hat!

Unsere Fürsten aber behaupten, sie glauben an Gott: Gut — ich verweise sie auf seine Gerichte, für das was sie an uns gethan!

Dir, Deutscher, hab' ich bewiesen, was ich wollte!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druckfehler.

Es versteht sich von selbst, daß es S. 12, Z. 5 von unten, Schandbuben heißen muß. Es ist ja von Censoren die Rede! Etwaige andere Fehler bittet man in ähnlichem Sinne zu verbessern!

Bei dem Verleger dieses Buches ist erschienen:

Die Censoriade.

Fünf Bücher Censorenlieder. — Von W. Th. Sehring.

Inhalt:

[E]rstes Buch: Der „Liebesfrühling“ oder Klänge der Sehnsucht und Liebe. Blätter in das Stammbuch eines deutschen Censors. Mit einer Abhandlung über die deutschen Censoren von Heinrich Heine und einem Epilog von Anastasius Grün. — Zweites Buch: Des Censors „wahres Christenthum.“ Auszüge aus den gesammelten Predigten eines Nicht-Hofpredigers, als Beitrag zur Charakteristik des christlichen Staates. Mit einem Anhange: Drei Lieder eines Hofpredigers zur häuslichen Erbauung für deutsche Censoren. — Drittes Buch: Neueste Literaturbriefe. Bruchstück aus dem Briefwechsel zwischen einem Berliner Censor und einem Deutschen Freiheits-Dichter, mit einer Dedication an Ferdinand Freiligrath. — Viertes Buch: Deutsche Lieder aus Berlin oder Gedichte eines Censors. Ausgabe letzter Hand. — Fünftes Buch: Der „Verstoßene“ oder Censor und Schinder. Stimmen der Zeit an die deutsche Nation, den Censor als ehrlos aus jeder guten Gesellschaft zu ächten und zu verbannen.

Gedichte eines Ostpreußen. Mit einem Nachworte. Von W. Th. Sehring.

Zwei authentische Aktenstücke über die preußische Staatsschuld. 4.

Gedichte aus dem ungedruckten Nachlasse des Grafen August von Platen-Hallermünde. Als Anhang zu den bei Cotta erschienenen Gedichten Platens. — Zweite vermehrte Auflage.

Bei demselben ist ferner erschienen:

Woher und Wohin? Von v. Schön, Staatsminister und Oberpräsidenten der Provinz Preußen. Nebst einem Nachwort von Georg Fein. — Neue (vierte) mit einem zweiten Nachworte vermehrte Auflage.

Dieselbe Schrift, als selbstständiger Original-Abdruck, ohne Nachwort von Georg Fein; herausgegeben von W. Th. Sehring. Mit farbigem Umschlag.

D. **Jacobi, Vier Fragen** beantwortet von einem Ostpreußen. — Zweite Auflage.

D. **W. Schulz, Der Bund der Deutschen und Franzosen für Gründung eines nationalen Gleichgewichts in Europa.**

Angelegenheiten Rom's, von Fr. v. La Mennais. — Uebersetzt von A. Hindemidt.

Worte eines Glaubigen, von Fr. von La Mennais. Nach der neuesten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt von Ehrenfried Stöber. — Dritte verbesserte Auflage der Uebersetzung.

Der deutsche Bundestag gegen Ende des Jahres 1832. Eine politische Skizze von Gustaf Kombst.

Die Rechte des deutschen Volkes, eine Vertheidigungsrede vor den Assisen zu Landau. Von D. J. G. A. Wirth.

Die Geißel. Von Hartwig Hundt-Radowsky. Zwei Hefte.

Die neuesten Maßregeln gegen die Preßfreiheit in Baiern, Würtemberg und Baden. Von Hartwig Hundt-Radowsky.

Blutstropfen. Deutsche Gedichte von Harro-Harring.

Furien. Von Harro-Harring.

Liederbuch. Eine Sammlung Volkslieder, herausgegeben von Gerhard.

Vorrede zu Hoffmann's von Fallersleben politischen Gedichten aus der deutschen Vorzeit. — Mit einem Nachworte, von Georg Fein.

Glosse über die Petition der Kölner an S. Maj. den König von Preußen. — Ein Beitrag zur Kenntniß des deutschen Liberalismus, von Victor Herrmann.

Perenna, oder **die Freiheit jetzt und einst.** Von J. C. Blumenfeld.

Polonias Seufzer in sieben Psalmen, von demselben Verfasser.

Bögl

Bernays, Ferdinand C.

Schandgeschichten zur Charakteristik des deutschen Censoren- und Redactorenpacks Aktenstücke zur Geschichte des Tages

Straßburg 1843

N.libr. 17 sm

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10600609-2